



Francesco

Bernardone

1181 – 1226



Martin

Luther

1483 - 1546

Besorgt um die Zukunft der Kirche

Fundorte der nachfolgenden Beiträge:

- 1 Bertram Salzmann, Franziskus, ein evangelischer Heiliger? Ein Plädoyer gegen die vorschnelle Indienstnahme des Ordensgründers
in: evangelische Aspekte, Ausgabe Mai 2014
- 2 Constantin Pohlmann, Franziskus - ein Reformator? Gedanken zum 800. Geburtsjahr von Franz von Assisi
in: Pastoralblatt (1981), S. 290-293
- 3 Kurt Kardinal Koch, Die Reformation in der ökumenischen Sicht der katholischen Kirche
in: Severin J. Leder Hilger (Hg.), „Es muss sich etwas ändern“. Zeit der Reformation - Anstöße der Reformation (Regensburg 2017) S. 25-52
- 4 „Bewundernswert und geistesgewaltig“
in: Sendbote des hl. Antonius von Padua, 21. Januar 2005
- 5 Anke Schröder, Franz von Assisi – Martin Luther – Dietrich Bonhoeffer. Drei Männer in der Nachfolge Christi
in: Konrad Schmitt (Hg.), Franz von Assisi. Ein Armer macht Geschichte (Paderborn 2012), S. 182-197
- 6 Jens-Martin Kruse, „Lasst uns tilgen die parteiischen Namen und uns Christen heißen“. Martin Luther heute begegnen in ökumenischer Perspektive
in: Stimmen der Zeit, Heft 5, Mai 2016, S. 291-305
- 7 Stefan Federbusch OFM, Franziskaner und Reformation
in: Franziskaner. Magazin für franziskanische Kultur und Lebensart, Winter 2016, Seite 6-8.
- 8 Joachim Wanke, 2017: evangelisch und katholisch
in: CIG 23/2011
- 9 zitiert aus: Michael Kappes / Barbara Rudolph (Hg.), Christusfest. Ökumenisches Zugehen auf das Reformationsfest 2017 (Paderborn / Leipzig 2016), S. 56
- 10 Walter Kardinal Kasper, Martin Luther: Eine ökumenische Perspektive, 2016
- 11 zitiert aus: Michael Kappes / Barbara Rudolph (Hg.), Christusfest. Ökumenisches Zugehen auf das Reformationsfest 2017 (Paderborn / Leipzig 2016), S. 16

Anschrift der Redaktion / Herausgeber

Nationalvorstand des OFS,
Mechthild Händler, Schwarzmannstr. 4, 36039 Fulda

Ein Wort zuvor

Die beiden Männer auf der Titelseite trennen drei Jahrhunderte. Beide haben sich also nie persönlich kennengelernt. Aber beide eint etwas, das sie auch noch für uns heute zu wichtigen Persönlichkeiten macht. Beide machten – etwas vereinfacht gesagt – ihre Erfahrungen mit einer Kirche, die nicht dem entsprach, wie sie eigentlich sein sollte. Die Kirche hatte ihre Ideal-Form verloren, sie war de-form-iert. Die Kirche musste also wieder in Form gebracht werden, sie brauchte eine Re-form, sie musste re-form-iert werden. Dazu fühlten sich beide in ihrer jeweiligen Zeit berufen und gesandt.

Die im Folgenden zusammengestellten Texte versuchen diesen Gedanken aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Wichtig war und ist dabei, dass es sich bei dem, was beide wollten, nicht um etwas handelt, was vergangen ist, sondern das Anliegen ist immer noch aktuell – vielleicht sogar aktueller denn je.

Wir wünschen viel Freude beim Lesen und hoffen, dass die Texte gute Anregungen geben, dass viele auch heute mithelfen, Kirche aufzubauen.



Franziskus, ein evangelischer Heiliger?¹

Auf dem Evangelischen Kirchentag in Dresden 2011 feierte ein Rock-Poem der besonderen Art Premiere: Mit Songs von Rio Reiser, Band-Leader von „Ton Steine Scherben“, wurde in einer 100-minütigen Performance das Leben des Franz von Assisi in Szene gesetzt. In fünf Szenen, dargestellt durch den Schauspieler Jörg Simmat, ging das Publikum den Weg des Heiligen aus dem 12./13. Jahrhundert mit. Die Jury des Kirchentages zeichnete das Stück mit einer Förderung aus.

Dass der katholische Heilige Franziskus zum Star auf einem Evangelischen Kirchentag wird, überrascht wenig. Denn auch unter Protestantinnen und Protestanten hat der mittelalterliche Wanderprediger schon lange eine kaum überschaubare Anhängerschar — und das nicht nur, weil das lauthals geschmetterte „Laudato si“ in keinem evangelischen Kindergottesdienst fehlen darf. Von der evangelischen Franz-von-Assisi-Kirche in Hamburg-Neuallermöhe über Gebetstexte des katholischen Ordensgründers im Evangelischen Gesangbuch bis zum Franziskus-Gedenktag der EKD an seinem Todestag (am 3. Oktober statt wie in der katholischen Kirche am 4. Oktober) reichen die Zeugnisse seiner Anerkennung. Kein anderer katholischer Heiliger erfährt heute im protestantischen Umfeld eine ähnlich breite Wertschätzung.

Der Heilige für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung

Dass Franz von Assisi auch in der evangelischen Kirche fast immer ein „Heimspiel“ hat, liegt vor allem an der Aktualität von drei Themen, die mit seinem Leben aufs Engste verbunden sind: Besitzverzicht, Naturverbundenheit und Friedfertigkeit. Kaum überhörbar klingen damit drei große Themenkomplexe an, die auch unter Protestantinnen und Protestanten in den letzten vierzig Jahren zu Dauerbrennern geworden sind: Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Man könnte Franziskus auch den „Heiligen des konziliaren Prozesses“ nennen, der sich diese Themenfelder in ökumenischer Verantwortung beispielhaft auf die Fahnen geschrieben hat.

Mit der Konzentration auf diese drei Aspekte ist allerdings auch eine Verengung des Blicks auf den Mann aus Assisi verbunden. Die facettenreiche Gestalt des historischen Franziskus verwandelt sich so leicht in das Klischee eines Sozialrevolutionärs, eines Öko-Lyrikers oder eines Hippie avant la lettre. Für entsprechende Projektionen bietet das Leben des Franz von Assisi zweifellos Anknüpfungspunkte. Aber mit dem Giovanni Battista Bernardone, der Ende 1181 oder Anfang 1182 im umbrischen Assisi geboren wurde und der als Franciscus Assisiensis zum Ordensgründer wurde, hat das kaum mehr zu tun als ein Groschenroman mit Weltliteratur.

Über die Lebensgeschichte dieses Mannes sind wir durch zeitgenössische Quellen erfreulich umfangreich, wenn auch zum Teil legendenhaft, informiert. Der erste Biograph, Thomas Celano, berichtet, was er nach eigenen Worten „aus seinem eigenen Munde gehört und von glaubwürdigen und zuverlässigen Zeugen erfahren“ hat. Neben einer Lebensbeschreibung im Auftrag des Papstes fasste er eine weitere im Auftrag der franziskanischen Ordensleitung ab, in die auch die Erinnerungen von drei Lebensgefährten von Franziskus („Dreigefährtenlegende“) eingingen. Obwohl diese

Biographien im Laufe der Jahrhunderte zugunsten eines geglätteten Franziskus-Bildes dem Verdikt der Ordensleitung verfielen und vernichtet werden sollten, haben sie sich doch bis heute erhalten. Sie vermitteln ein adäquateres Bild als die späteren Lebensbeschreibungen des Bonaventura von Bagnoregio (1221-1274).

Eine Jugend als Playboy

Als Franziskus in Assisi das Licht der Welt erblickt, befindet sich sein Vater, der wohlhabende Tuchhändler Pietro di Bernardone, gerade auf einer Handelsreise in Frankreich. Seine Mutter Pica gibt ihm den Namen Giovanni; doch als der Vater heimkehrt, erhält er von diesem den Rufnamen Francesco („Französchchen“). Die Eltern lassen Franziskus eine vergleichsweise gute Bildung angedeihen. In seiner Jugend zählt für ihn aber vor allem sein eigenes Vergnügen. Mit seinen Altersgenossen feiert er rauschende Partys und gibt dabei das Geld seines Vaters mit beiden Händen aus.

1202 wird das lockere Leben durch einen Krieg gegen die Nachbarstadt Perugia beendet. Franziskus gerät im Laufe des Feldzugs in Gefangenschaft und kommt erst ein Jahr später gegen eine Lösegeldzahlung seines Vaters wieder frei. Aus dem Kerker in Perugia bringt er nicht nur eine schwere Krankheit mit, die ihn lebenslang belastet, sondern auch eine tiefe persönliche Verunsicherung. In der Folge zerbricht sein bisheriges Lebensideal, die höfische Lebensform eines Ritters. Er zieht sich aus seinem bisherigen Freundeskreis zurück und wird statt auf rauschenden Festen plötzlich in Gesellschaft von Bettlern und Aussätzigen gesehen. Statt das Geld seines Vaters für Wein, Weib und Gesang zu verprassen, verschenkt er nun Waren aus dessen Lagerhaus als Almosen.

Berufungsvision und Leben in Armut

Was ist der Grund für diese radikale Lebenswende? Franziskus hat eine Reihe von Visionen, die entscheidende im Jahr 1206. Er sitzt in der halb zerfallenen, kleinen Kirche in San Damiano bei Assisi und meditiert über dem dortigen Bild des gekreuzigten Christus. Plötzlich hört er dessen Stimme: „Franziskus, geh und baue mein Haus wieder auf, das, wie du siehst, ganz und gar in Verfall gerät.“ Franziskus versteht dies zunächst ganz wörtlich und macht sich die Instandsetzung des Gotteshauses zur Aufgabe: Er erbettelt Baustoffe und begibt sich mit eigenen Händen an die Arbeit. Über kurz oder lang wird ihm aber klar, dass sich der Auftrag nicht nur auf das Kirchengebäude, sondern auf die Institution der Kirche als ganze bezieht. Damit wird der Ruf vom Kreuz zu einer Berufung im umfassenden Sinn: Franziskus weiß sich beauftragt, den geistlichen Verfall der Kirche zu bekämpfen und sie neu zu ihrem Gründer zu bekehren.

Es dauert nicht lange, bis der neue Lebenswandel zum erneuten Konflikt und zum völligen Bruch mit dem Vater führt: Weil Franziskus Waren und Geld aus dem Geschäft seines Vaters für seine Bautätigkeit und für wohltätige Zwecke verwendet, macht dieser ihm schließlich den Prozess. Während der Gerichtsverhandlung im Jahr 1207 zieht Franziskus sich nackt aus und wirft seinem Vater vor versammelter Menge die Kleider vor die Füße: „Von jetzt an kann ich frei sagen: ‚Vater, der du bist im Himmel‘, nicht: Vater Pietro di Bernardone. Ich gebe ihm nicht nur das Geld hier zurück, sondern ich verzichte auch auf alle Kleider! So will ich mich nackt zum Herrn auf den Weg machen“.

Mit dieser eindrucksvollen Zeichenhandlung lässt Franziskus nicht nur alle familiären Bindungen und verzichtet auf sein Erbe. Er stellt sich mit ihr auch demonstrativ in die Nachfolge des am Kreuz seiner Kleider beraubten Christus. So wird die Szene im doppelten Sinne zum Ausgangspunkt einer neuen Lebensform: Zum einen lebt Franziskus nun außerhalb der Stadtmauern in selbst gewählter Armut und muss sich seinen Lebensunterhalt erbettelnd Zum anderen sieht er sich mehr und mehr in einer besonderen Beziehung zu dem gekreuzigten, die Erlösung vollziehenden Christus. Dass beides zusammen gehört, bestätigt sich für ihn im Jahr 1208, als er während der Messe das Evangelium von der Aussendung der Jünger in Mt 10 hört. Den Anspruch Jesu an seine Jünger, nicht nur ohne Reichtümer, sondern in völliger Besitzlosigkeit zu leben, bezieht Franziskus unmittelbar auf sich selbst. Von da an geht er barfuß, nur noch mit einer einfachen Kutte bekleidet, und lehnt nicht nur jeden Besitz, sondern sogar jeden Kontakt mit Geld strikt ab.

Dies wird auch zur Leitregel der kleinen Gruppe, die sich dem Bußprediger bald anschließt - unter ihnen weitere Angehörige der Oberschicht. Die Männer leben unter dem Spott und der Verachtung ihrer Umgebung in Reisighütten auf dem Gelände einer kleinen Kirche. Sie unternehmen mehrere Predigtreisen durch Mittelitalien, die ihnen aber keine wachsende Anhängerschaft, sondern lediglich den Ruf der Ketzerei einbringen.

Ordensgründung und Konflikte mit der römischen Kurie

Als im Frühjahr 1209 die Gruppe auf zwölf Gefährten angewachsen ist, begibt sie sich nach Rom. Um dem Vorwurf der Irrlehre zu begegnen, beantragen die Brüder die päpstliche Billigung für ihre Lebensweise in Buße und Armut. Sie legen dafür eine aus Evangelien-Zitaten bestehende „Regel“ zur Genehmigung vor. Gegen die darin vorgesehene Bußpredigt hat Papst Innozenz III. nichts einzuwenden. Die radikale Armutsregel stößt jedoch auf Skepsis und Widerstand – zu sehr stehen andere Armutsbewegungen wie die Katharer oder Waldenser bereits im Visier der Kurie und unter dem Verdacht der Häresie. Erst nach längeren Befragungen

und Interventionen von Fürsprechern wird im Herbst 1210 die päpstliche Erlaubnis erteilt. Franziskus gibt der damit entstandenen Bruderschaft den Namen *Ordo Fratrum Minorum* (Orden der geringeren Brüder).

Was niemand erwartet hatte: Während der folgenden zehn Jahre breitete sich die franziskanische Gemeinschaft über ganz Europa aus und wird zu einer Massenbewegung. Immer mehr Männer aus allen gesellschaftlichen Gruppen sind vom neuen, radikalen Lebensstil des Ordens beeindruckt und treten ihm bei. Mit der jungen Adelligen Klara von Assisi, die schon als Jugendliche von Franz fasziniert war, schließt sich ihm im Jahr 1211 erstmals auch eine Frau an. Sie begründet den Frauenzweig des Franziskanerordens, die Klarissen.

Je größer der Zulauf, umso größer werden allerdings auch die Bedenken der römischen Kurie. Sie drängt Franziskus, vom radikalen Armutsgebot Abstand zu nehmen. Als der Ordensgründer im Jahr 1219/1220 als Missionar mit den Kreuzfahrern in Ägypten unterwegs ist, spitzt sich der Konflikt auch innerhalb der Gemeinschaft zu. Unter den Brüdern werden die Rufe nach einer Lockerung des Armutsgebotes lauter. Bei seiner Rückkehr nach Italien ist Franziskus nicht nur durch Krankheit geschwächt, sondern sieht sich auch massivem Druck ausgesetzt.

Schließlich tritt er als Leiter des Ordens zurück und erklärt sich mehr oder weniger widerwillig bereit, die Ordensregel anzupassen. Die neue, bis heute gültige Regel (*Regula bullata*) kommt nicht ohne Redaktion durch die römische Kurie zustande. Sie wird im Jahr 1223 von der Ordensversammlung angenommen und anschließend vom inzwischen amtierenden Papst Honorius III. genehmigt. Die radikale Armutsforderung ist in ihr im Hinblick auf die Anforderungen des Lebens in einer massiv gewachsenen Ordensgemeinschaft abgeschwächt. Die Annahme von Geld bleibt den Brüdern aber auch darin untersagt.

Franziskus zieht sich nach diesen Ereignissen als Eremit auf den Berg La Verna zurück. Dort lebt er bis zu seinem Tod im Jahr 1226, von Krankheit ausgezehrt und unter zunehmender Erblindung. Um einer weiteren Verwässerung seines Armutsgebotes vorzubeugen, untersagt er in seinem Testament jegliche Kommentierung der Ordensregel. Dies verhindert aber nicht, dass nach seinem Tod die Auseinandersetzungen neu aufflammen. Papst Gregor IX., der zuvor als Kardinal Hugolino an der Abfassung der *Regula bullata* selbst beteiligt war, setzt daraufhin das Testament des Ordensgründers außer Kraft und entschärft das Armutsgebot durch zahlreiche Sonderbestimmungen. Damit gliedert er den franziskanischen Orden de facto in das Rechtssystem der Römischen Kirche ein. Zugleich erklärt er Franziskus nur zwei Jahre nach seinem Tod zu einem Heiligen.

Nachfolge Christi statt Sozialromantik

Was ist aus evangelischer Sicht von diesem „Heiligen“ zu halten? Welche Rolle spielen „protestantische Tugenden“ in seinem Leben? Und welche Bedeutung haben die drei erwähnten Schlüsselthemen Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung für seine Botschaft wirklich?

Aus dem bereits Gesagten ist klar: Die radikale Armutsforderung des Franz von Assisi ist keine sozialkaritative oder gar sozialrevolutionäre Maßnahme. Es geht nicht darum, dass der Verzicht auf Reichtum oder Güter zu einem sozialen Ausgleich führen möge. Ziel der Armutsregel ist vielmehr, das eigene Leben radikal am Gebot und Vorbild Christi auszurichten. Das ist eine überzeugende Begründung, die aber mit dem modernen Ideal der Gerechtigkeit im Sinne einer gerechten Verteilung der Güter nur indirekt zu tun hat. So lässt sich Franziskus denn auch allenfalls im Hinblick auf die kurzfristige karitative Verwendung seines elterlichen Vermögens für moderne Sozialromantik in Anspruch nehmen. Sein Armutsgebot hat jedoch wesentlich tiefere Wurzeln und ist in der radikalen Form gerade nicht verallgemeinerbar. Der „Poverello“ („der kleine Arme“), wie Franziskus oft genannt wird, taugt in dieser Hinsicht nicht als Vorbild für jedermann.

Erlösung der Schöpfung statt Öko-Ideologie

Ähnlich verhält es sich mit der Indienstnahme des Franziskus für moderne ökologische Ideen. Papst Johannes Paul II. hat den Heiligen zum Patron des Umweltschutzes und der Ökologie ernannt (Patron der Tierärzte war er schon zuvor). Dass Franziskus dafür wie prädestiniert erscheint, liegt an seinem geschwisterlichen Verhältnis zur Schöpfung. Er war überzeugt, dass auch Tiere und Pflanzen beseelt waren und sah die ganze Schöpfung erfüllt von göttlichem Leben. In seinem Berühmten Sonnengesang spricht er sogar Sonne und Mond, Wind und Wasser, Feuer und Erde als Brüder und Schwestern an. Legendär ist die berühmte „Vogelpredigt“, in der die Vögel zum Lob des Schöpfers aufgerufen werden. Und nicht zuletzt geht auf Franziskus die Tradition des Krippenspiels zurück, bei deren Begründung er die Heilige Messe in einer Stallhöhle in Anwesenheit von lebendigen Tieren über einer echten Krippe feierte.

So zweifellos in alledem ein außergewöhnliches Verhältnis zur Schöpfung zum Ausdruck kommt, an das eine Schöpfungstheologie auch im 21. Jahrhundert anknüpfen kann, so weit ist dies doch von modernen Bemühungen des Umweltschutzes entfernt. Die Schöpfungsverbundenheit des Franziskus ist denn auch eher ein Anknüpfungspunkt für moderne Naturromantik oder kindliche Sangesbegeisterung, als dass Franziskus deshalb - wie der Befreiungstheologe Leonardo Boff formuliert - als „westlicher Archetyp des ökologischen Menschen“ gelten könnte. Denn dem

Mann aus Assisi ging es nicht um die Bewahrung der Schöpfung, sondern um ihre Erlösung. Nicht nur der Mensch, sondern das ganze Universum, sollte an der göttlichen Erlösung teilhaben. Auch Tiere, Pflanzen und die ganze unbelebte Natur sollten zur Einheit mit ihrem Schöpfer zurückfinden. Dies freilich ist kein Werk, das vom Menschen zu vollbringen wäre, sondern das mit dem Erlösungshandeln Gottes geschieht. Wenn man in Franziskus einen Vorläufer der ökologischen Bewegung unserer Tage sehen will, dann sollte man dabei nicht übersehen, dass sein Verhältnis zum „oikos“ mindestens so stark eschatologisch wie schöpfungstheologisch bestimmt war.

Friedfertigkeit und strenger Gehorsam

Seinen Ruf als Mann des Friedens schließlich verdankt Franziskus zum einen dem Friedensgruß, der von den ersten Tagen an der Kern seiner Predigt war: „Einen Gruß hat mir der Herr offenbart: wir sollten sagen: Der Herr gebe dir Frieden“ sowie dem ihm zugeschriebenen Gebet: „O Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens“. Dies ging bei Franziskus mit Demut und Gewaltverzicht einher. Beispielhaft zeigt sich dies an seinem Auftreten im Kreuzzug des Jahres 1219: In seiner „Feldpredigt“ prangerte er nicht nur die Grausamkeiten der Kreuzritter an und forderte sie zur Beendigung des Krieges auf. Es ist auch verbürgt, dass er waffenlos dem Sultan gegenübertrat und von ihm ein Friedensangebot an die Kreuzritter überbrachte. Seine Vermittlung blieb aber erfolglos: Die Kreuzritter lachten ihn aus und lehnten das Friedensangebot ab. An diese (gescheiterte) Friedensmission knüpften Johannes Paul II. und Benedikt XVI. mit ihren Einladungen zum Friedensgebet der Religionen nach Assisi in den Jahren 1986 bis 2011 an.

Aber auch in anderen Konfliktsituationen zeichnete sich Franziskus durch Großmut und Kompromissbereitschaft aus. Als der Streit um die Ordensregel eskalierte, ließ er es nicht auf einen Machtkampf ankommen, sondern sorgte durch seine Einwilligung in eine Neufassung der Regel für den Zusammenhalt des Ordens. Diese Friedfertigkeit hat allerdings eine Kehrseite: Es ist die des innerkirchlichen Gehorsams, der sich bis zur blinden Unterwerfung steigern kann. Nicht nur aus taktischen Gründen lag Franziskus sehr daran, jeglichen Anschein von Ungehorsam gegenüber dem apostolischen Stuhl zu vermeiden. Auch aus innerer Überzeugung lehnte er sich nicht gegen die zahlreichen, zum Teil massiven Interventionen aus Rom auf. Die Grenze seines Gehorsams war für ihn allerdings da erreicht, wo er den Kern der göttlichen Offenbarung berührt sah. Seine radikale Armutsregel begründete und verteidigte er mit dem Wort des Evangeliums und der Treue zu seiner Berufung. Der direkte Auftrag Jesu stand für ihn am Ende über jeder durch kirchliche Autorität gefassten Entscheidung

Franziskus als Vertreter klassisch protestantischer Grundwerte

Darin zeigt sich — bei aller Prägung durch die katholische Hierarchie — nun doch ein „evangelischer“ Zug im Leben dieses Heiligen. Denn die primäre Orientierung an der Botschaft der Bibel, die Eigenverantwortung des einzelnen auch in religiösen Fragen und der Vorrang von Gewissensentscheidungen vor hierarchisch legitimierten Weisungen sind klassisch protestantische Grundwerte. Aus evangelischer Sicht sind dies nicht weniger bemerkenswerte Kennzeichen dieses Heiligenlebens als seine Friedfertigkeit, Naturverbundenheit und Besitzlosigkeit. Mögen im Katholizismus Romantisierung und Verkitschung die größten Gefahren für das Bild des Franziskus sein, so sind es im Protestantismus vorschnelle Indienstnahme und „Verpopung“ (Luise Rinser). Ob man Franziskus zum Vorläufer der Ökopazifisten stilisiert oder den Sonnengesang in Sakro-Pop verwandelt - worum es dem Bußprediger aus Assisi im Kern ging, erschließt sich mir beidem nur wenig. Dafür braucht es den Blick auf die Radikalität seiner Botschaft und seiner gelebten Nachfolge, auch wenn uns das den „Heiligen“ eher fremd denn zum Vorbild macht.



Franziskus - ein Reformator?²

Franziskus wird von sehr vielen beansprucht, auf ganz verschiedene Weise, mit den oft widersprechendsten Ansprüchen. Vielleicht kommt das daher, weil es in Franziskus viele spannungsreiche Gegensätze gibt. Das macht sein Leben so dynamisch und wertvoll. Er hat Tiefen erfahren, die Höhepunkte wurden; er wurde arm und dadurch wahrhaft reich; er hat auf

die Welt verzichtet und sie mehr genossen als seine ganze Generation; er hat einen Aussätzigen umarmt und darin die Berührung mit dem Göttlichen erfahren; er hat unter der Kirche gelitten, aber sie geliebt wie eine Mutter; er fühlte sich als ein dauernder Anfänger und Stümper, aber er wurde für das Mittelalter zum Symbol Christi; er war kein Priester, kein Theologe, kein Organisator, aber er hat die Kirche mehr renoviert, als Päpste, Reformatoren und kirchliche Manager.

Und wenn er die Kirche erneuert hat, muss man ihn dann als einen Reformator ansehen? Ich scheue mich, diesen Begriff auf ihn anzuwenden, weil ich mit Reformator etwas Absichtliches, Plötzliches, manchmal Gewalttames verbinde. Und doch glaube ich, muss Franziskus als Reformator bezeichnet werden, denn von ihm ging eine Reformation der Kirche aus, die die inneren Strukturen geändert hat, vielleicht mehr mit einer Langzeitwirkung, die erst heute zum Tragen kommt.

Franziskus hat die Kirche reformiert, aber er hat sich nie vorgenommen, sie zu reformieren. Die franziskanische Bewegung des Mittelalters hat die innere Struktur der Kirche geändert, aber Franziskus hat nicht theologisch darüber nachgedacht.

Aber was war das für eine Erneuerung, die durch Franziskus in der Kirche vor sich ging? Vielleicht können wir diese Erneuerung eine immanente Reformation nennen, die dadurch bewirkt wurde, dass sich das ganze kirchliche Lebensgefüge geändert hat. Da spielt das Christusbild eine Rolle mit seinen bestimmten Farben, Akzenten und Nuancen. Denn das Kirchenbild hängt vom Christusbild ab. Die letzte Generation hat das erfahren: Das Kirchenbild etwa von Gertrud von Le Fort vor ungefähr 50 Jahren - strahlend, geheimnisvoll, himmlisch, schön und entrückt - und das heute weit verbreitete Kirchenbild, etwa in der Sicht lateinamerikanischer christlicher Dichter: irdisch-greifbar, schlicht, menschlich, wie die Palmstrohhütte einer Favela, in der die Eucharistie gefeiert wird. So wird man erwarten dürfen, dass das franziskanische Bild der Kirche vom franziskanischen Christusbild geprägt wird, dessen Mittelpunkt der „proexistente“ Christus ist, der „Christus für“. Wenn Jesus der Mensch ist, der ganz *für* Gott und ganz *für* die Menschen da ist, dann muss die Kirche diese Intention Christi in die jeweilige Zeit hineinleben.

Für gewöhnlich wird, wenn von der Kirchenfrömmigkeit des Franziskus die Rede ist, seine Stellung zur Hierarchie, insbesondere zur römischen Kurie beschrieben. Das ist wichtig, weil man seit dem berühmten Franziskusbuch des Paul Sabatier vor 80 Jahren mit einer gewissen Süffisanz das „Drama“ der Auseinandersetzung zwischen Franziskus und päpstlicher Kurie, bei dem Franziskus unterlag, immer wieder glauben darstellen zu müssen, bis hin zum Franziskusbuch von Adolf Holl „Der letzte Christ“, der sklavisch in die Fußstapfen von Sabatier tritt. Die neuen Histo-

riker wissen heute, dass dieses Drama nicht stattgefunden hat. Es gab keinen Kampf im Sinne eines Konfliktes, also auch keine Niederlage.

„Kirche heißt gegenseitige Liebe“

Mir scheint, es ist wichtig, zunächst das Anliegen einer in Christus geeinten Gemeinschaft zu erläutern, das seinen Niederschlag in der von Franziskus inspirierten Idee der Ordensgemeinschaft fand. Und hier ist Franziskus ein wahrer Reformator, ohne es beabsichtigt zu haben. Selbstverständlich kann man den Orden nicht mit der Kirche identifizieren. Aber Grundvorstellungen des Ordensgründers von Gemeinschaft erläutern wie in einem Kontext sein Kirchenverständnis. Es geht hier nicht so sehr um das wenige, was Franziskus über die Kirche gesagt hat, sondern um die vielfachen Bezüge, in denen er Kirche gelebt hat. Man könnte seine Grundvorstellungen so formulieren:

1. Kirche ist geeinte Gemeinschaft der an Christus Glaubenden und mit ihm und aus ihm Lebenden. Franziskus sieht nicht zuerst Organisation und Struktur, sondern die Nachfolge auf den Fußspuren Christi in Geist und Leben.

2. „Kirche heißt gegenseitige Liebe“, wie Bonaventura, der theologische Kommentator und mystische Schüler des Franziskus, es formuliert. Der Kern der Gemeinschaft der Kirche ist die in Christus greifbare Liebe Gottes zu uns, die uns befähigt, die anderen zu lieben: „Liebt einander; wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Joh 13,34).

3. Kirche als gegenseitige Liebe heißt dienen: Für Franziskus gilt nicht der Anspruch auf Macht, Herkunft, Bildung, Reichtum, sondern der Dienst aus dem Geist der Fußwaschung. Deutlich bejaht er das Oberenamt, und er schärft mit Nachdruck Gehorsam ein, aber dieses Amt ist kein Anspruch, es ist nicht Besitz auf Lebenszeit, der Obere ist gewählt und beauftragt von der Gemeinschaft. Der Dienstcharakter des Amtes kommt zum Ausdruck in seiner zeitlichen Begrenztheit. Der Obere ist Diener aller, und der Untergebene muss im Gespräch mit dem Oberen sich vorkommen, als ob die Rollen vertauscht wären.

4. Das Modell der Brüderlichkeit, das Franziskus für seinen Orden vorschwebt, hat auch für die Gemeinschaft der Kirche Bedeutung: „Nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder“ (Mt 23, 8).

An der Kirche im kleinen, speziell an der Ordensfamilie, orientiert Franziskus sein Bild von der Gesamtkirche, wenn auch diese Orientierung nicht schematisch erfolgen kann, da beide nicht in allen Dimensionen übereinstimmen. Immerhin gewinnt aber das Leben in einer Ordensfamilie Bedeutung für die Kirche, vor allem im Sinne einer brüderlichen Kirche, wie sie in der Apostelgeschichte, Kap. 2, geschildert wird. Für Franziskus bedeutet Gemeinschaft der Brüder: Gemeinsamer Wohnort, Gehorsam gegenüber

dem Oberen und der Gemeinschaft, gemeinsames Gebet, vor allem aber das, was man nicht in Statuten einfangen kann, was aber das bedeutendste und zeichenstärkste ist, die brüderliche Liebe, wie sie in der Ordensregel motiviert wird: „Und jeder liebe und umsorge seinen Bruder, wie eine Mutter ihr Kind liebt und ernährt: dafür wird der Herr ihm Gnade erzeigen.“

Gewiss wissen wir heute, dass weder der Orden noch die gesamte Kirche wieder am Nullpunkt gleichsam anfangen können, wie auch das heutige christliche Leben allgemein zwar die Lebensform der ersten Christen, wie sie in der Apostelgeschichte geschildert wird, als Leitbild ansehen muss es aber nicht repristinierend für alle verbindlich einfach nachahmen kann.

Andererseits, wie wir es auch nennen wollen: Im Grunde haben wir Heimweh nach dem franziskanischen Leben der Frühzeit, das getragen war mehr von charismatischen Impulsen als von Gesetzen, mehr von Kreativität als von Statuten, mehr von Brüderlichkeit der Tat als von Brüderlichkeit des Wortes, mehr von Offenheit als von Klausur, mehr von evangelischer Unmittelbarkeit als von planender Strategie, mehr von phantasievoller Aktion als von nachhinkender Reaktion. Wir wissen, dass gerade die franziskanische Brüderlichkeit die Menschen der damaligen Zeit so anzog und faszinierte, dass ganze Scharen von Nachfolgern dem Orden beitraten, sowohl dem Orden der Minderen Brüder wie auch dem Orden der Frauen der heiligen Klara, wie auch dem Dritten Orden in der Welt. Den Menschen kam es weniger auf die einzelnen Werke und Tätigkeiten an als vielmehr auf das neue brüderliche Lebensmodell.

Auch hier liest Franziskus wie immer und überall im Evangelium und lebt es. Er sieht, wie Jesus die kleine Familie der Apostel - die Kirche am Beginn - immer wieder sammelt, wie sie zusammen leben, miteinander beten, eine gemeinsame Kasse haben und wie er sie gelegentlich an „einen einsamen Ort“ (Mk 6, 31) führt, wo sie allein unter sich sind und neue Kraft schöpfen können.

Franziskus vergleicht diese Gemeinschaft, die ihm vorschwebt, mit einer Familie. Die Brüder sollen sich einander als Familienmitglieder erweisen: gegenseitiges Verstehen, Hilfe, Bereitschaft, Interesse für einander, Teilnahme an Freud und Leid. Die Familiengemeinschaft trägt den einzelnen Bruder, wie auch umgekehrt das einzelne Familienglied sein Bestes in die Brüdergemeinschaft hineingibt.

So sollen die franziskanischen Gemeinschaften in konkret gelebter Form die tiefste Wirklichkeit der Kirche darzustellen versuchen, die jetzt als neutestamentliche Gottesfamilie die Gemeinschaft der Söhne und Töchter des einen himmlischen Vaters ist, dessen Kinder wir dadurch geworden sind, dass Christus unser Bruder wurde. Diesen Familiensinn und Brudergeist in der Kirche lebendig zu erhalten - vielleicht und hoffentlich exemp-

larisch für die ganze Kirche -, ist eine besondere Berufung der Menschen des franziskanischen Weges.

Hier beginnt die latente und immanente Reform der Kirche. Denn man beachte das für damalige Verhältnisse völlig neue und andersartige dieser Gemeinschaft. In den anderen Klöstern die festen, - ja manchmal verhärteten monokratischen Strukturen, hier eine Gemeinschaft der Brüder, in der prinzipiell jeder gleich und jeder mitverantwortlich ist. Noch einmal: die Kirche ist nicht der Orden, und der Orden ist nicht die Kirche. Aber das Modell der Brüderlichkeit, aus dem Geiste Christi geboren, ist für die Kirche ein ständiges Leitbild für ihre Gemeinschaftsstruktur.

Wenn wir untereinander Brüder sind und uns mit mütterlicher Liebe lieben, dann wird innerhalb der Kirche und unter den Menschen der Welt ein Zeichen sichtbar. Die immer wieder versuchte und gelebte Brüderlichkeit wird wie ein kleiner Beginn des Reiches Gottes in der neuen Welt sein, in der der Mensch angenommen und verstanden, als gleichberechtigt angesehen, zu seiner letzten Freiheit und Identität gelangt. Es wird vielleicht ein schwaches Zeichen sein, bedroht und relativ, aber eines solchen Zeichens bedarf die Welt von heute am meisten. „Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergewandert sind, weil wir die Brüder lieben“ (1 Joh 3, 14).

Reform ohne Bruch

Franziskus hat ganz neue Wege beschritten. Fast alles in seiner Gemeinschaft war anders als in anderen Gemeinschaften der damaligen Zeit. Er weiß, dass Gott ihm diese neuen Wege gezeigt hat: „...der Herr hat mir, Bruder Franziskus, geoffenbart“. Und dennoch bindet sich Franziskus von Anfang an an die Leitung der Kirche, die er seine Mutter nennt, weil sie alle aus ihrer Hand das Wort Gottes und die Sakramente empfangen, wodurch die Christen in Christus geeint und zu Brüdern werden. Es gibt die säkulare Begegnung zwischen Franziskus und Papst Innozenz. Der Spannungsbogen zwischen beiden ist deutlich spürbar, aber der Bogen zerbricht nicht. Man freut sich über die erfrischende Unmittelbarkeit, mit der Franziskus dem mächtigen Papst gegenübertritt. Der Papst musste die Frage stellen: Sind diese Männer, die da mit Franziskus zu mir kommen, etwa romantische Kirchenverbesserer wie die anderen Sekten, die die christlichen Länder beunruhigen? Wer sorgt für ihren Lebensunterhalt? Ist ihr Weg nicht all zu rau? Franziskus gibt nicht nach. Es ist eine Auseinandersetzung zwischen dem nüchternen Sachverstand des Amtsträgers und dem unerschütterlichen Vertrauen des Charismatikers. Bei der Schilderung dieser Szene erkennt man unschwer, dass Innozenz ein Mann ist, der nicht nur in den Nützlichkeitskategorien der Verwaltung denkt, sondern sich für den Geist Gottes offen hält, ein Papst, der sich von Träumen

bewegen lässt. Er anerkennt die Regel, bestätigt sie mündlich, und Franziskus verspricht Demut, Hingabe, Gehorsam und Achtung.

Wenn man an Franziskus denkt, denkt man an Selbstentfaltung, Spontaneität, Kreativität und Freiheit. Aber es ist erstaunlich, wie sehr sich Franziskus in seinem ganzen Lebensgefühl bindet: Bindung an eine Autorität, Bindung an einen Weg, Bindung an fremde Instanzen. Gerade diese Bindung in Freiheit ermöglicht schöpferische, ja spielerische Kraft. Der Weg, an den sich Franziskus bindet, ist z. B. die absolute Autorität Gottes, die er im Glauben erfährt und anerkennt. Sodann die Autorität des römischen Bischofs, der er sich und dem gesamten Orden unterstellt in einem kirchlichen Gehorsam, der ihn und die junge franziskanische Gemeinschaft hellhörig machte für alles, was ihm als Stimme der Kirche vielfältig begegnete. Der Gehorsam gehört zum ganzheitlichen Lebensprogramm des Franziskus und seiner Gemeinschaft und bezieht sich nicht nur auf die Autorität der Kirche sondern auch zwischenmenschlich auf die Autorität des Bruders. Diese Dynamik ist die des Evangeliums. Gehorsam wird zur dauernden Haltung des Hörens und setzt sich in Kreativität und Freiheit um.

Reform: Ja, aber nicht in einem Bruch mit der kirchlichen Gemeinschaft und mit der kirchlichen Autorität. Vielleicht liegt hier die größte Kraft dieser immanenten Reform, die von Franziskus in die Kirche ging.

Hier greift Franziskus nach unserer Zeit die von ihm lernen müsste, dass man kritisch und wach sein kann und doch gehorsam, seiner von Gott erhaltenen Sendung bewusst und doch demütig, und dass die eigentliche und radikale und zugleich zukunftssträchtige Reform die ist, die von innen ansetzt und von innen die verkrustete Schale aufbricht. Denn die Kirche wird nur durch eine Therapie am inneren Kern gesunden, nicht durch eine Operation am Rande der Schale. Franziskus hat für alle Zeiten mit einer schlichten und doch sehr kräftigen Geste auf den Wesenskern der Kirche gezeigt: „Kirche heißt gegenseitige Liebe“.

Reformation und Reform³

„Die Reformation erstrebte eine Reform an Haupt und Gliedern der einen, allen Christen gemeinsamen Kirche. Das wurde nicht erreicht; es kam der Riss, der die Kirche und die Christenheit aufspaltet. Der sicher zentrale Auftrag der Kirche wurde nicht eingelöst.“ Dieses Urteil hat der katholische Kirchenhistoriker und Ökumeniker Joseph Lorenz, der sich um die geschichtliche Aufarbeitung der Reformation vor allem in Deutschland sehr verdient gemacht hat, bereits im Jahr 1950 gefällt. Er ist sich dabei völlig im Klaren gewesen, dass die Reformation *„nicht nur Spaltung“*, sondern *„viel mehr“* gewesen ist, dass sie aber *„wesentlich auch Spaltung“* gewe-

sen ist. Lortz ist sich deshalb auch dessen bewusst gewesen, dass die eingetretene Spaltung der Christenheit das Gegenteil dessen darstellt, was die Reformation ursprünglich beabsichtigt hat. Denn ihr ist es ursprünglich um eine umfassende Erneuerung der ganzen Christenheit aus dem Geist der Wahrheit Gottes und nicht um eine nicht um die Gründung von neuen Kirchen gegangen: „*die Reformation wollte eine Reform der Gesamtkirche, aber sie löste den Zerfall der kirchlichen Einheit des westlichen Christentums aus.*“ Von daher legte sich an erster Stelle nahe, genauer zu bedenken, dass im Wort „Reformation“ das viel grundlegendere Wort „Reform“ steckt, zwischen Reformation und Reform zu unterscheiden und danach zu fragen, wie sich beide Wirklichkeiten zueinander verhalten ...

Wenn man sich dieser Fragerichtung aussetzt, dann lässt sich auf der einen Seite die Reformation im 16. Jahrhundert verstehen als Vorgang der Reform der Kirche durch die Wiederentdeckung des Evangeliums als ihrem Fundament und durch die Konzentration der kirchlichen Existenz und des kirchlichen Lebens auf die Person Jesus Christus als das lebendige Wort Gottes. Das ursprüngliche Anliegen der Reformation hat zweifellos darin bestanden, dass der Lehre von der Rechtfertigung des Menschen nicht durch seine Werke, sondern durch den Glauben an Jesus Christus wieder jene Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, die sie verdient. Demgemäß bedeutet und impliziert „Gerechtigkeit“ nicht mehr – wie in der aristotelischen Tradition, in der ein Mensch dadurch gerecht wird, dass er gerecht handelt – ein Tun, sondern ein „Sein durch Gott: Geschenk Gottes im Glauben an Jesus Christus“. Die Reformation ist so insofern ein klarer Beleg dafür, dass wahre Reform der Kirche nur aus einer tiefen Begegnung mit dem Wort Gottes kommen kann, in dem die Kirche ihre wahre Identität findet.

Trotz dieser grundlegenden Bedeutung der Reformation im 16. Jahrhundert für die ganze Christenheit kann sie aber auf der anderen Seite keinen Exklusivanspruch auf die Reform der Kirche überhaupt erheben. Denn ein auch nur kurzer Blick in die Geschichte der Christenheit zeigt, dass ... Martin Luther mit seinen ursprünglichen Reformanliegen durchaus in der großen und langen Tradition der katholischen Erneuerer vor ihm stand, die sich in krisenhaften Situationen der Kirchen der Kirche stets darauf zurück besonnen haben, dass im Leben und in der Sendung der Kirche dem Wort Gottes der Primat zukommen muss. Denken wir nur an die beiden Gründer der Bettelorden, den Heiligen Franziskus und den heiligen Dominikus, die in erster Linie nicht neue Orden gründen, sondern die Kirche von innen her erneuern wollten, und zwar vor allem dadurch, dass sie in der evangelischen Lebensform das Evangelium *sine glossa* und damit in seiner wörtlichen Ganzheit zu leben wagten ...

Da Reform den größeren Radius als Reformation aufweist, stellt sich erst recht die Frage, wie sich die stets notwendige Reform der Kirche der geschichtliche Vorgang der Reformation genauer zueinander verhalten. Um diese Frage beantworten zu können, führen wir uns noch mal kurz den in meinen Augen zweifellos radikalsten Reformers in der Geschichte der Kirche vor Augen, nämlich den heiligen Franziskus von Assisi. Martin Luther hat zwar in den mittelalterlichen Reformorden und dem Ordensleben auch und gerade im Geist des heiligen Franziskus von Assisi keine wahre Reform der Kirche gesehen, sondern deren Anspruch auf eine besondere Vollkommenheit als reine „Menschenerfindung“ verurteilt. Die geschichtliche Erinnerung an den hl. Franziskus bringt es aber an den Tag, dass es nicht der mächtige Papst Innozenz III gewesen ist, der die Kirche in der damals bedrängenden Zeit vor dem Einsturz bewahrt und erneuert hat, sondern der kleine und unbedeutende Ordensmann, dass aber Franziskus von Assisi die Kirche keineswegs ohne oder gegen den Papst reformiert hat, sondern nur in Gemeinschaft mit ihm. Der heilige Franz von Assisi darf deshalb als gelungenes Beispiel einer radikalen Kirchenreform in Einheit mit der kirchlichen Hierarchie gelten, und er zeigt, dass Reform auch in der katholischen Kirche ein positives Wort ist, dass aber der katholische Grundsatz der permanenten Reformbedürftigkeit der Kirche jeden Bruch mit der Tradition und dem Papst als dem Hüter der Tradition und dem Garanten der Tradition zu vermeiden versucht. Demgegenüber haben die Kirchenreformen der Reformatoren allesamt zur Kirchenspaltung geführt, die sich zudem im Protestantismus in weiteren Spaltungen und Fragmentierungen, und zwar bereits zu Luthers Lebzeiten, fortgesetzt hat. Hier liegt der tiefste Grund, dass die mit Freude über die notwendige Kirchenreform im 16. Jahrhundert auf katholischer Seite auch mit Schmerz verbunden ist, weil sie schließlich zur Spaltung der Kirche und vielen anderen negativen Auswirkungen geführt hat, und dass in der Folge das Reformationsgedenken für Katholiken keine Jubelfeier sein kann, sondern auch ein Anlass zu Besinnung, Schuldbekentnis und Umkehr sein muss.

„Bewundernswert und geistesgewaltig“⁴

Martin Luther verehrte Franziskus. Das verrät der große Satz in seiner Schrift „*devotis monasticis iudicium*“ (1521): „Der heilige Franziskus, ein bewundernswerter und geistesgewaltiger Mann, sagte in seiner großen Weisheit, seine Regel sei das Evangelium Jesu Christi“. Diese Worte veraten brennpunktartig die Haltung Martin Luthers zu Franziskus. In seinen jungen Jahren hatte er viel Sympathie und Respekt für den Poverello aus

Assisi. Später begegnete er ihm eher mit kritischer Nüchternheit. Doch er blieb für ihn immer der große Heilige, das Vorbild, der Vater.

Je kritischer Martin Luther vom Mönchsleben abrückte, umso positiver bewertete er Franziskus von Assisi. Er zählte ihn wie den heiligen Antonius, den heiligen Augustinus, Bernhard von Clairvaux und den heiligen Dominikus zu den beispielhaft Frommen, zu den Heiligen, zu den Vätern des Glaubens und der Christenheit.

Beeindruckender Bruder. Für den jungen Martin Luther spielte der Franziskaner Wilhelm von Anhalt eine wichtige Rolle. Luther war gerade 13 Jahre alt, als er – zusammen mit einem Freund – vom Vater zum Schulbesuch nach Magdeburg geschickt wurde. Offensichtlich hat die Schule der „Nullbrüder“, was so viel bedeutet wie „Brüder vom gemeinsamen Leben“, die damals berühmt war, bei ihm keine besonderen Eindrücke hinterlassen. Umso mehr fällt auf, welchen Eindruck der fromme Franziskaner Fürst Wilhelm von Anhalt, der 1473 in den Franziskanerorden eingetreten war, auf Luther machte. Noch als 50-Jähriger konnte er die Situation genau schildern. Luther berichtet, er habe während seiner Schulzeit in Magdeburg den Fürst Wilhelm von Anhalt, den Bruder des Dompropstes und späteren Bischofs Adolf von Merseburg gesehen, wie er in der Kleidung der Barfüßer (Franziskaner) auf der breiten Straße ging und um Brot bettelte. Er habe einen Sack wie ein Esel getragen, so dass er sich zur Erde krümmen musste. Neben ihm sei ein Mitbruder gegangen. Der Exfürst habe im Kloster wie jeder Bruder die üblichen Dienste verrichtet. Er habe gefastet, gewacht, so dass er blass wie ein Toter ausgesehen habe. „Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und musste sich seines weltlichen Standes schämen“. Dem 14-jährigen Luther müssen diese Begegnungen tief ins Herz gefallen sein und einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Es ist ja nicht selbstverständlich, dass er sich nach 36 Jahren noch an das Aussehen, den Gang und die körperliche Verfassung dieses Franziskaners erinnern kann und Details aufzählt. Vermutlich haben diese Begegnungen das Franziskusbild Martin Luthers geprägt. Seine Folgerung: So ähnlich wie dieser Bruder, Wilhelm von Anhalt, muss Franziskus gewesen sein.

Ähnliche Lebenserfahrung. Luthers bleibende Sympathie für Franziskus hat wohl noch eine andere Quelle. Bei Franziskus von Assisi löste sein neuer Lebensweg einen ungeheuren Konflikt mit seinem Vater aus, der zu einem öffentlichen Prozess und zuletzt zur völligen Entfremdung führte. Luther schrieb in einem Brief an seinen Vater, er habe sich ohne dessen „Wissen und Willen“ für das Ordensleben entschieden. Dies löste auch bei Luthers Vater Probleme aus. Wie Luther berichtet, verlangte sein Vater

Gehorsam. Er habe ihn ins Gewissen geredet, „so dass ich in meinem ganzen Leben von einem Menschen kaum ein Wort gehört habe, das in mir so nachklang und hängen blieb“. Bei Franziskus zerbrach die Vaterbeziehung in der Folge völlig. Bei Luther heißt es: „Ihr seid ja noch mein Vater, so bin ich auch noch Sohn“. Sicher weckten die schwierigen ersten Jahre in der Vaterbeziehung Luthers ein tiefes Gefühl der inneren Verbundenheit, der Sympathie und des Mitleidens mit Franziskus.

Disput über Franziskus. Zu den wichtigsten Gedanken und Texten Luthers zu Franziskus zählt seine Franziskanerdisputation im Jahr 1519. Bei diesem wissenschaftlichen Streitgespräch in Wittenberg, das protokolliert wurde, standen sich vier Professoren der Wittenberger Universität und vier Franziskaner gegenüber. Unter den Wittenberger Professoren waren Philipp Melanchthon, Andreas Karlstadt und Martin Luther. Die Franziskaner hatten in ihrer 6. These die Forderung vertreten, man müsse die „perversen böhmischen Taboriten“, die gegen den heiligen Orden des „göttlichen Franziskus“ vorgehen, endlich zum Schweigen bringen. Luther wehrte sich gegen den Ausdruck „göttlicher Franziskus“ und sagte, Franziskus sei „ein Mensch und kein Gott“. Karlstadt fragte die Franziskaner, warum es nicht genüge, wenn Franziskus ein vorbildlicher Christ gewesen sei, und warum sie sich ständig ein Götzenbild aus ihm machten. In einer weiteren These legte Karlstadt Wert darauf, dass Franziskus, wie alle Menschen, ein Teil der gefallenen Schöpfung sei: „Es steht fest, dass er Sünder war und sündigte. Zur Vollkommenheit des Evangeliums ist er noch nicht gelangt“. Franziskus besaß damals nicht nur für die Franziskaner eine große, ja geradezu übermenschliche Würde. Es lässt sich leicht ausmalen, dass die Franziskaner Luthers und Karlstadts Thesen wie eine Gotteslästerung empfanden. Rein theologisch hatten sie Recht.

Wir dürfen annehmen, dass weder Luther noch Karlstadt die Absicht hatten, Franziskus kleiner zu machen als er war. Ihr Ansatz richtet sich nicht gegen Franziskus, sondern gegen den Stil der Franziskaner, ihren Ordensvater ins Übermenschliche zu entrücken. Die Reformatoren konnten sich auf den Grundsatz des Paulus berufen: „Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren. Ohne es verdient zu haben, werden sie gerecht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Jesus Christus“ (Röm 3,23).

Leben nach dem Evangelium – wie sieht das aus? In seiner Schrift über die Ordensgelübde (*De votis monasticis*, 1521) nannte Luther Franziskus einen bewunderungswürdigen, geisteszewaltigen Mann, weil er das Evangelium als solches zu seiner Ordensregel gemacht habe. Das war in Luthers Augen eine Tat größter Weisheit. Wir müssen hier allerdings be-

denken, dass Luther dem Franziskus das eigene, an der Schrift gewonnene Verständnis des Evangeliums zuteilt, um nicht zu sagen „unterstellt“. Er gibt nämlich den Zölibat frei und auch sonst gibt es keinen verpflichtenden Lebensstil. Der Reformator behauptet, die Brüder hätten in der Anfangszeit des Ordens frei entscheiden können, ob sie in der Ehe oder zölibatär leben und wie lange sie im Kloster bleiben wollten. Doch dieses durch und durch freiheitliche Ordensleben auf Zeit las Franziskus nicht aus dem Evangelium. Er bejahte die freie Entscheidung auf Lebenszeit. Für ihn gab es kein Zurück mehr.

Kritikpunkt: unendliche Statuten. Nur wer Luthers Auslegung des Evangeliums im Sinne der völligen Freiheit und nicht im Sinne einer Freiheit aus einer Bindung teilt, findet einen Zugang zu seiner Kritik an den Franziskanern. Für ihn war die damalige Ordenspraxis der Weg in eine geängstigte Welt, in Gewissensnöte, die durch Satzungen und Statuten aufgelöst werden. Er erklärte in seiner Schrift *De votis monasticis* (1521): „Nun aber gibt es heute keine in größerem Aberglauben und ängstlichere Grübeleien verstrickte Sorte von Menschen, als diese, die die freiesten hätten sein können, aber gefesselt sind durch unendliche Statuten, durch viele Satzungen und kindische, lächerliche Gebräuche“. Luther unterschied also zwischen Franziskus und den Franziskanern ganz deutlich. Während Franziskus für ihn beispielhaft war in dem Bemühen, das Evangelium und nur das Evangelium zu leben, standen die Franziskaner für Gewissenskrupel und Aberglauben und Verführung der Christenheit.

Martin Luthers Respekt beziehungsweise Zuneigung zu Franziskus beruhten auf seinen eigenen reformatorischen Anliegen, die er bei Franziskus fand: sein Glauben an Gottes Barmherzigkeit, seine besondere Wertschätzung des Evangeliums sowie – nach seinem Verständnis – ein Ordensleben, das viel Freiheit bot.



Martin Luther - Der Reformator aus Wittenberg⁵

Dreihundert Jahre nach Franziskus entfacht Martin Luther die Reformation. 1517 veröffentlicht er seine Thesen zur Erneuerung der Kirche. Auf den ersten Blick gibt es so viele Übereinstimmungen oder doch zumindest Parallelen zwischen Franziskus und Luther: Beide suchen für sich persönlich nach Sinn und Erfüllung. Für beide ist das Evangelium Quelle und Richtschnur des christlichen Lebens. Beide lassen sich von Gott ansprechen und finden in Jesus Christus den Mittelpunkt ihrer Existenz. Beide verneigen sich demütig vor der Größe Gottes und seiner Liebe zu uns Menschen. Beide werden als Erneuerer ihrer Kirche angesehen.

Bei näherem Hinsehen allerdings haben Franziskus und Luther, die franziskanische Bewegung und die Reformation wenig bis gar nichts miteinander zu tun. Am Thema „Nachfolge“ wird dies deutlich.

Wie für Franziskus war auch für Luther ein weltlicher Werdegang vorgezeichnet. Jurist sollte er werden. Die existentielle Frage nach einer erfüllenden Beziehung zu Gott ließ ihn jedoch ins Kloster eintreten und Mönch werden. Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Das war die zentrale Frage, die ihn umtrieb. Mit allen Möglichkeiten, die ihm als Mönch zur Verfügung standen, versuchte er, Gott zu gefallen und konnte doch nicht selig werden.

Soviel er auch betete und fastete, soviel er auch beichtete und sich selbst zerfleischte, konnte er doch nicht die Erfüllung finden, die er suchte. Auch er war gerufen, seinen eigenen Weg zu gehen. Diesen fand er durch theologische Arbeit und Erkenntnis. Durch das Studium der Bibel wurde ihm deutlich, dass wir Menschen Gott nicht gnädig stimmen müssen und es auch gar nicht können. Gott liebt uns Menschen, bevor wir das Licht dieser Welt erblicken und bis in alle Ewigkeit hinein. Ganz ohne unser Zutun. Völlig umsonst. Allein aus Gnade. Wir können und sollen auf Gottes Liebe antworten, aber wir können sie nicht beeinflussen.

Diese Erkenntnis treibt Luther aus dem Kloster. Es wird ihm klar, dass er als Mönch ein guter Mensch zu sein versucht hatte und dass er sich damit die Gnade Gottes verdienen wollte. Jetzt erscheint ihm dieses Tun als gesetzlich, also als moralisches oder religiöses Werk des Menschen, der damit Anspruch auf Gottes Heil erhebt. Dagegen entdeckt er die Freiheit des Christenmenschen jenseits aller Gesetzlichkeit als das Geschenk, das schon immer da war, aber als solches nicht erkannt wurde bzw. aus dem Blick geriet. Diese Erkenntnis und die Konsequenzen, die Luther daraus für sich zieht, lassen ihn aufmerksam werden für alles, was nach menschlicher Eigenleistung aussieht. Während also der Weg mit Christus Franziskus in das Ordensleben hineinführt, treibt Luther der Weg mit Christus aus dem Kloster hinaus.

Den Begriff „Nachfolge“ lässt Luther schon früh beiseite, weil er zu eng mit

seinem Leben als Mönch verknüpft ist. Das Thema beschäftigt aber auch ihn weiter; denn der Mensch lebt seine Beziehung zu Gott mitten im Alltag der Welt. In seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, die er 1520 verfasste, legt er grundsätzlich dar, in welchem Zusammenhang er beides sieht, die Beziehung zu Gott und die Beziehung zur Welt. An den Anfang dieser Schrift stellt er zwei grundlegende Sätze. Sie lauten:

Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan.

Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Dieses ist zunächst ein Widerspruch und nur zu verstehen, wenn man in Betracht zieht, von welcher Grundvoraussetzung er ausgeht. Er unterscheidet zwischen zwei Naturen des Christenmenschen, der geistlichen und der leiblichen. Mit seiner geistlichen Natur lebt der Christenmensch seine Beziehung zu Christus. Es ist die Seele, die nichts anderes als das Wort Gottes braucht, um frei und gerecht leben zu können. Dieses Wort wird ihr von Christus nahe gebracht. Sie antwortet darauf mit ihrem Glauben. Der Glaube wird zu dem einzigen „Werk“, das Luther billigend zulässt. *Darum sollte es billigermaßen aller Christen einziges Werk und Übung sein, das Wort und Christus recht in sich einzuprägen und diesen Glauben stetig zu üben und zu stärken; denn kein anderes Werk kann einen zu einem Christen machen wie Christus Joh 6,28 f zu den Juden sagte als sie ihn fragten, was für Werke sie tun sollten, um göttliche und christliche Werke zu tun, sprach er: „Das ist das einzige göttliche Werk, dass ihr an den glaubet, den Gott gesandt hat.“*

Im Glauben allein ist für Luther die christliche Freiheit begründet. *Er bewirkt nicht, schreibt er, dass wir müßig gehen oder übel tun könnten, sondern dass wir keines Werks bedürfen, um Rechtschaffenheit und Seligkeit zu erlangen.* Allein der Glaube gibt Anteil an der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes. *Gott kann nicht geehrt werden wenn ihm nicht Wahrheit und alles Gute zugeschrieben wird, wie er denn in Wahrheit ist. Das tun aber die guten Werke nicht, sondern allein der Glaube des Herzens.* Allein der Glaube ist es auch, der die Seele mit Christus eins werden lässt. Er gibt ihr Anteil am König- und Priestertum Christi. So wird der Mensch frei von dem Zwang, gute Werke tun zu müssen, um sein Heil zu erlangen.

Dies alles bezieht sich auf den innerlichen, den geistlichen Menschen. Der Mensch hat nach Luther aber auch noch eine andere Natur, nämlich die äußerliche, die leibliche. In seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ nimmt er mögliche Einwände seiner Leser auf und schreibt:

Hier wollen wir all denen Antwort geben, die an dem seither Ausgeführten Anstoß nehmen und zu sagen pflegen: „Ei, wenn denn der Glaube alles ist und allein schon als genügend gilt, um rechtschaffen zu machen, warum sind dann die guten Werke geboten? Dann wollen wir guter Dinge sein und nichts tun!“ Nein, lieber Mensch, so nicht! Es wäre wohl so, wenn du allein ein innerlicher Mensch und ganz geistlich und innerlich geworden wärest; das aber ist nicht der Fall bis zum Jüngsten Tage. Es ist und bleibt auf Erden nur ein Anfangen und Zunehmen, das erst in jener Welt zur Vollendung kommt.“ Bis dahin soll der Leib durch Fasten, Wachen, Arbeiten und durch alle Maß haltende Zucht dazu angetrieben und geübt werden, dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig zu werden, anstatt ihn zu hindern und ihm zu widerstreben, wie es seine Art ist, wenn er nicht gezwungen wird.

Luther ordnet also dem innerlichen Menschen, der Seele, den Glauben und dem äußerlichen Menschen, dem Leib, die Werke zu. Die Seele soll mit Christus gleichförmig werden und im Glauben an ihn Freiheit erlangen. Genauso soll der äußerliche dem innerlichen Menschen, der Leib der reinen Seele gleichförmig werden; denn so bekommt auch der Leib Anteil an der Freiheit. Aus dieser Freiheit heraus kann er dann ein *dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan sein*. Ein Mensch, der durch den Glauben an Christus gerecht geworden ist, muss keine guten Werke mehr tun, um ein guter Mensch zu sein. Davon ist er frei. Weil er aber gerecht gesprochen ist, kann er sich als freier Mensch in den Dienst nehmen lassen und gute Werke tun.

Luther vergleicht diesen Zustand mit dem Leben im Paradies vor dem Sündenfall. *Denn ein solcher ist durch seinen Glauben wieder ins Paradies versetzt und von neuem geschaffen; er braucht keine Werke, um rechtschaffen zu werden; sondern nur damit er nicht mäßig gehe und seinen Leib arbeiten lasse und bewahre, sind ihm solche freien Werke zu tun befohlen, allein um Gott zu gefallen.*

Als *dienstbarer Knecht* ist der Mensch an seine Nächsten gewiesen. So wie Christus uns Menschen gedient hat, sollen wir anderen dienen. Luther erinnert an den Christushymnus im Philipperbrief (Phil 2,5ff.), wo Paulus Christus als Vorbild anführt: *„Seid so gesinnt, wie ihr es an Christus sehet. Obwohl er voll göttlicher Gestalt war und für sich selber genug hatte, und obwohl er sein Leben, Wirken und Leiden nicht nötig hatte, um dadurch rechtschaffen oder selig zu werden, so hat er sich dennoch alles dessen entäußert und ist aufgetreten wie ein Knecht; er hat vieles getan und erlitten und dabei nur auf unser Bestes gesehen; und so ist er, obwohl er frei war, doch um unsretwillen ein Knecht geworden.“*

Was am Anfang so unvereinbar klingt, fügt sich am Ende zusammen. Der Christenmensch ist einerseits ein freier Herr über alle Dinge und nieman-

dem untertan, andererseits ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Aus dem allem, so schreibt Luther am Ende, folgt der Schluss, dass ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und in seinem Nächsten: in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe.

Diesen letzten Satz hätte Franziskus wohl auch unterschreiben können. Er hätte aber vermutlich nicht die Trennung zwischen innerlichem und äußerlichem Menschen, zwischen Seele und Leib, zwischen Glaube und Liebe vollzogen. Darin unterscheiden sich der Mystiker und der Theologe. Auf die Gnade Gottes, sagt Luther, kann der Mensch nur mit seinem Glauben antworten. Natürlich soll er auch im Alltag der Welt als Christ erkennbar sein. Sein Reden und Handeln soll deutlich machen, dass er Christus nachfolgt. Dies siedelt Luther aber nicht in der Frömmigkeit an, sondern im weltlichen Beruf. Was ein Christ glaubt, soll im Alltag der Welt Gestalt gewinnen. Weil er sich nicht mehr um sein Seelenheil bemühen muss, ist er frei, Verantwortung in der Welt zu übernehmen.

Martin Luther heute begegnen in ökumenischer Perspektive⁶

Auch wenn der Beginn der Reformation nun bald 500 Jahre zurückliegt und wohl über kaum eine andere Gestalt aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance so viel geschrieben worden ist wie über Martin Luther (1483-1546), so ist das Bild des Wittenberger Reformators nach wie vor umstritten. Bis heute gibt es unter römisch-katholischen wie evangelischen Christen eine Menge Mythen, Klischees und Vorurteile in der Wahrnehmung Luthers und in der Beurteilung seines Werkes. Man findet gleichsam Deutungen „mit und ohne Goldgrund“. Während viele Katholiken mit dem Namen Luthers zuerst die Spaltung der abendländischen Kirche verbinden, sehen viele lutherische Christen in ihm einen unerschrockenen Glaubenshelden und Gründungsvater ihrer Kirche. Beides jedoch sind Verkürzungen und Verzerrungen. Sie mögen zwar nach wie vor weit verbreitet sein, aber sie werden Luther nicht gerecht und behindern die Vertiefung der Gemeinschaft zwischen den Kirchen.

Eine große Chance, die das Reformationsgedenken im Jahr 2017 für die Ökumene bildet, liegt darin, dass das breite Interesse und die intensive Vorbereitung dieses Ereignisses dazu führen könnten, Luther neu zu begegnen und ihn in seinem theologischen Anliegen besser zu verstehen. Dabei wird es auch darum gehen, sich mit den je eigenen „blinden Flecken“ in der Beurteilung Luthers auseinanderzusetzen, sie möglicherweise zugunsten einer gemeinsamen Deutung der Reformation zu überwinden und so einen guten Schritt auf dem Weg zur sichtbaren Einheit der Chris-

tenheit voranzukommen. Natürlich wird man das, was in der Vergangenheit geschehen ist, nicht ungeschehen machen können. „Was jedoch von der Vergangenheit erinnert wird und wie das geschieht, kann sich im Lauf der Zeit tatsächlich verändern“: Mit Blick auf Luther und den Beginn der Reformation vor 500 Jahren geht es nicht darum, eine andere Geschichte zu erzählen, sondern darum, diese Geschichte anders zu erzählen, nämlich als eine Geschichte, die uns heute nicht mehr trennt, sondern miteinander verbindet.

Zu den Aufgaben, die sich hier stellen, gehört es, begründend darzulegen, was Luther evangelischen wie römisch-katholischen Christen heute zu sagen hat und von welchen seiner theologischen Anliegen Impulse für Glaube, Theologie und Kirche in der Gegenwart ausgehen. Ich will mich dabei auf fünf Aspekte konzentrieren, nämlich: Luther als „Lehrer im Glauben“, als „Bibelleser“, als „Zeugen des Evangeliums von Jesus Christus“, als „Rufer zur geistlichen Erneuerung“ und als „Förderer der Ökumene“ und von da aus auch auf die aktuellen Entwicklungen eingehen, die durch Papst Franziskus ausgelöst sind. Die thematische Auswahl ist naturgemäß subjektiv, aber darin könnte ja die Chance liegen, unbekümmert von kirchlichen Vorgaben oder Rücksichtnahmen neue, die Kirchen verbindende Wege in der Begegnung mit Luther zu entdecken.

Luther als „Lehrer im Glauben“

Wer Luthers Schriften liest, dem begegnet ein zutiefst frommer Christenmensch, der in seiner theologischen Arbeit als Augustinermönch, Universitätsprofessor und Prediger versuchte, durch die Auslegung der Heiligen Schrift Antworten auf Grundfragen des Glaubens zu finden. Dabei ging es Luther nie um intellektuelle Spekulation oder Brillanz. Seine intensive, ernsthafte und von hoher denkerischer Kraft gezeichnete Erforschung der biblischen Wahrheit zielte einzig und allein darauf, angefochtene Gewissen zu trösten und sie hinsichtlich ihres Heils gewiss zu machen. Diese existenzielle, geistliche und seelsorgerliche Ausrichtung der Theologie ist ein erster Impuls, der sich von Luther lernen lässt.

Die entscheidende Frage, die Luther zeitlebens bewegte, war so beschreibt es Papst Benedikt XVI. in seiner Rede im Erfurter Augustinerkloster treffend „die Frage nach Gott, die die tiefe Leidenschaft und Triebfeder seines Lebens und seines ganzen Weges gewesen ist. ‚Wie kriege ich einen gnädigen Gott‘: Diese Frage hat ihn ins Herz getroffen und stand hinter all seinem theologischen Suchen und Ringen. Theologie war für Luther keine akademische Angelegenheit, sondern das Ringen um sich selbst, und dies wiederum war ein Ringen um Gott und mit Gott.“

Gott, wie er sich in Christus und in der von Christus zeugenden Heiligen Schrift geäußert hat, und der Mensch, der diesem Gott als Sünder und

zugleich als Angenommener, als Gerechtfertigter, gegenübersteht – das sind die beiden Pole, die Luthers Denken und sein Leben bestimmten. Wie seine theologischen Einsichten seine Existenz als Christenmensch prägten, das kann exemplarisch an einer kleinen Notiz deutlich werden, die Luther zwei Tage vor seinem Tod am 18. Februar 1546 verfasst hat. In diesem letzten schriftlich belegten Text fasste er seine Lebenserfahrungen zusammen und stellte fest, dass man Vergils *Georgica* nur verstehen könne, wenn man fünf Jahre lang Hirte und Bauer gewesen sei. Und Cicero verstehe keiner, der nicht zwanzig Jahre in der Politik tätig gewesen sei. Das eigentliche Ziel seiner Überlegungen aber besteht in dem dann folgenden Bekenntnis: Auch die Heilige Schrift könne man nur verstehen, wenn man hundert Jahre mit den Propheten die Gemeinde geleitet habe also, so die unausgesprochene Folgerung, in einem Menschenleben gar nicht. Und so formuliert Luther im Rückblick auf seine lebenslange Beschäftigung mit der Heiligen Schrift eine hermeneutische Einsicht, die für seine Theologie und für seine Existenz insgesamt gilt: „Wir sind Bettler. Hoc est verum.“ Das ist keine rhetorische Bescheidenheitsfloskel, sondern die inhaltliche und existenzielle Mitte der Theologie Luthers. Er war davon überzeugt, dass wir Menschen vor Gott mit leeren Händen dastehen und alles, was wir sind und haben, von Gott empfangen. Der von Luther überaus geschätzte Apostel Paulus hat dies in die kurze Frage gefasst: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ (1 Kor 4,7) Knapper und zugleich einfacher lässt sich das theologische Anliegen Luthers nicht beschreiben. Diese Unterscheidung zwischen Gott und Mensch hat Luther stets betont und eingeschärft, weil für ihn Gewissheit im Glauben nur dann möglich ist, wenn sie nicht von uns Menschen abhängt, sondern sich auf das stützt, „*was außerhalb von uns (extra nos) ist, nämlich auf die Zusage und Wahrheit Gottes, die nicht trügen kann*“. Mit seiner theologischen Klarheit und der seelsorgerlichen Zielsetzung seines Wirkens ist Luther zu einem anregenden und anspruchsvollen „Lehrer im Glauben“ geworden.

Luther als „Bibelleser“

Wer Luthers Schriften liest, dem begegnet ein Christenmensch mit einem „*geradezu abenteuerlichen Vertrauen*“ in die Heilige Schrift. Er war davon überzeugt, dass die biblischen Texte höchst relevant sind für Menschen, die ihnen Jahrhunderte nach ihrer Entstehung begegnen. Luthers Grundannahme, dass in den biblischen Texten das zu finden sei, was Menschen für ihren Glauben und für ihr Leben suchen, ist eine weitere Anregung, die von ihm ausgehen kann. Was er über den Gebrauch der Bibel in seiner Zeit beobachtet, klingt sehr aktuell: „*Es ist freilich eine der größten Plagen auf Erden, dass die Heilige Schrift so verachtet ist, auch bei denen, die dazu von Amts wegen bestellt sind. Alle anderen Sachen, Künste, Bücher*

treibt und übt man Tag und Nacht [...]. Nur die Heilige Schrift lässt man liegen, als brauche man sie nicht.“

Das jedoch hält Luther für einen Irrtum, weil in der Heiligen Schrift nicht nur „*Leseworte, wie viele meinen, sondern lauter Lebensworte enthalten sind, die nicht zum Spekulieren und hohen Betrachtungen, sondern zum Leben und Tun hergesetzt sind.*“ Aus diesem Grund bemüht er sich, mit seiner Bibelübersetzung, mit einleitenden Vorreden zu den biblischen Büchern, mit seinen Überlegungen zum Verstehen der Bibel, die Bedingungen dafür zu schaffen, dass jeder Christenmensch die Heilige Schrift lesen kann. Drei wichtige Einsichten sind für ihn dabei leitend gewesen: In der Bibel geht es erstens nicht um irgendwelche historischen Informationen, sondern wir begegnen hier dem Wort Gottes: „*Wer Christi Wort glaubet und hält, dem steht der Himmel offen, die Hölle zugeschlossen, der Teufel gefangen, die Sünde vergeben, und er ist ein Kind des ewigen Lebens. Solches lehrt dieses Buch, die Heilige Schrift, und sonst kein anderes Buch auf Erden. Wer darum ewig leben will, der studiere hier fleißig.*“

Da wir uns in der Begegnung mit dem Wort Christi nicht vertreten lassen können, muss jeder selber die Bibel lesen.

Zweitens geht Luther davon aus, dass jeder Mensch die Bibel hinreichend verstehen kann. Dabei stellt er keineswegs in Abrede, dass die biblischen Texte unterschiedlich leicht oder schwer zu verstehen sind. Aber Luther meint, dass die Bibel sich bei sorgfältiger Lektüre erschließe. Und er traut der Heiligen Schrift zu, dass sie durch den Heiligen Geist Glauben wecken kann. Genau darin liegt für Luther die besondere Kraft und Wirksamkeit der Bibel: „*Sie wird nicht in den verwandelt, der sie studiert, sondern sie verwandelt den, der sie liebt, in sich und ihre Kräfte hinein.*“

Genau diesen Umschlag von der äußeren zur inneren Klarheit der Heiligen Schrift hat Luther selbst erfahren. Ja, diese Erfahrung bildet die Mitte dessen, was als die reformatorische Wende Luthers bezeichnet wird. Über diese entscheidende Veränderung berichtet Luther rückblickend im sogenannten Selbstzeugnis aus dem Jahr 1545.

Dieser Text, in dem er beschreibt, wie ihm der Sinn des Begriffes „*Gerechtigkeit Gottes*“ aufgegangen ist, wird meistens herangezogen, um die Datierung dieser theologischen Einsicht zu bestimmen. Doch dieser Text ist nicht nur biografisch. Vielmehr beschreibt sich Luther hier als exemplarischen Bibelleser, dem sich im intensiven, nicht nachlassenden Lesen der Bibel der Sinn der Heiligen Schrift neu erschließt und für den dadurch wahr wird, was das Evangelium ihm zusagt. Die befreiende und den Glauben begründende Kraft dieser Bibellektüre ist in den Worten noch deutlich zu spüren, die Luther kurz vor seinem Tod für diese Erfahrung gefunden hat: „*Da fühlte ich mich geradezu von neuem geboren und durch geöffnete Tore ins Paradies selbst eingetreten.*“

Aufgrund seiner eigenen Erfahrung als Bibelleser ermutigt Luther drittens jeden Christenmenschen zur eigenen Bibellektüre. Seine bis heute bedenkenswerte Empfehlung lautet: *„Wache, studiere, lies. Fürwahr, du kannst nicht zu viel in der Schrift lesen, und was du liest, kannst du nicht zu gut lesen, und was du gut liest, kannst du nicht zu gut verstehen, und was du gut verstehst, kannst du nicht zu gut lehren, und was du gut lehrst, kannst du nicht zu gut leben.“*

Luther als „Zeuge des Evangeliums“

Durch seine Schriften wie auch in seiner Verkündigung und Lehrtätigkeit wurde Luther Zeuge des Evangeliums von Jesus Christus. Das Verständnis von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben, wie es sich ihm durch sein intensives Lesen der Bibel aufgetan hatte, bildete von nun an die orientierende Mitte seines eigenen Glaubens wie seiner Theologie und Verkündigung. Entsprechend dieser Einsicht verstand sich Luther in seinem Tun als *„unseres Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist“* und machte so deutlich, dass es in keinerlei Weise um ihn, sondern allein um den Zuspruch und den Anspruch des von ihm bezeugten Evangeliums ging. Aus diesem Grund hat er sich mit aller Entschiedenheit dagegen gewehrt, dass die durch ihn entstandene Bewegung seinen Namen trägt: *„Erstens bitte ich“,* schreibt Luther, *„man wolle von meinem Namen schweigen und sich nicht lutherisch, sondern einen Christen nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein! Ebenso bin ich auch für niemanden gekreuzigt. St. Paulus [...] wollte nicht leiden, dass die Christen sich paulinisch oder petrisch hießen, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, dass man die Kinder Christi dürfte nach meinem nichtswürdigen Namen nennen? Nicht so, liebe Freunde! Lasst uns tilgen die partiischen Namen und uns Christen heißen, nach Christus, dessen Lehre wir haben.“*

Nun wird man deshalb nicht gleich die evangelisch-lutherische Kirche umbenennen müssen. Doch das theologische Argument, das Luther unter Bezugnahme auf Paulus stark macht, gilt es in unserem Kirchesein immer im Blick zu haben: Zum einen darf die Einheit der Gemeinde nicht durch Bildung unterschiedlicher Separatgruppen gefährdet werden. Zum anderen entsteht christlicher Glaube nicht durch Bezugnahme auf Luthers Theologie, sondern durch das Hören auf das Wort Gottes beziehungsweise auf Jesus Christus, wie er in der Heiligen Schrift bezeugt ist. Für Luther kann es gar nicht anders sein, als dass nicht er, sondern allein Jesus Christus das Kriterium für den Glauben ist. Der Auftrag der Kirche ist es, einzig und allein das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen. Was für diese Verkündigung zu gelten hat, das hat Luther in aller Klarheit zum Ausdruck gebracht: *„Durch das Evangelium wird uns mitgeteilt, was Chris-*

tus sei. Dass wir ihn kennenlernen, sprich: dass er unser Heiland ist, uns von Sünde und Tod befreit und uns aus allem Unglück hilft, uns mit dem Vater versöhnt und uns ohne unsere Werke fromm und selig macht. Wer nun Christus nicht erkennt, der geht fehl. Denn auch wenn du weißt, dass er Gottes Sohn ist, gestorben und auferstanden, und sitzt zur Rechten des Vaters, so hast du dennoch noch nicht richtig Christus erkannt [...], denn du musst das wissen und glauben, dass er alles um deinetwillen getan hat, dir zu helfen.“

Darum geht es im Kern bei Luther und das ist der bleibende Grundauftrag der Kirche: eine Verkündigung des Evangeliums, die zum Glauben an Jesus Christus einlädt und die Erfahrung eröffnet, dass das Heilswerk Christi nicht irgendjemanden, sondern uns zugute geschehen ist.

Luther als „Rufer zur geistlichen Erneuerung“

Wenn man sich dem Verständnis von „*reformatio*“ bei Luther zuwendet, dann ist als Erstes zu betonen, dass Luther sich weder als Gründer einer neuen Form des Christentums sah noch jemals den Anspruch erhoben hat, selbst der Reformator der Kirche zu sein oder die Reformation der Kirche zu bringen. Auch die Vorstellung von dem Mönch, der am Abend vor dem Allerheiligenfest 1517 selbstbewusst seine Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg angeheftet habe, ist falsch, und zwar unabhängig davon, ob der Thesenanschlag nun stattgefunden hat oder nicht. Und auch in Worms, wo Luther im Jahre 1521 vor Kaiser und Reich Rede und Antwort stehen musste, ist er nicht überheblich aufgetreten. Eher ist Luther mit Zittern und Zagen an sein Werk gegangen.

Freilich ist es nicht nur Bescheidenheit, die Luther daran hinderte, sich selbst als Reformator zu bezeichnen. Anders als manche Reformbewegungen des späten Mittelalters ging es Luther nicht um ein Programm, das auf die Verwirklichung bestimmter äußerer Forderungen zielte. In der ersten der 95 Thesen wird deutlich, dass Luther von der grundlegenden und lebenslangen Notwendigkeit zur Umkehr und Erneuerung in Glaube und Kirche überzeugt war. Die These lautet: *„Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: ‚Tut Buße‘ (Mt 4,17), hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.“*

Luther wusste, dass die Kirche zu jeder Zeit einer Reformation bedarf. Aber er war davon überzeugt, dass diese Reformation nicht von einem Menschen, nicht vom Papst und auch nicht von den Kardinälen herbeigeführt werden könne. Vielmehr sei die Reformation letztlich allein Sache Gottes, und dieser allein kenne die Zeit, wann es zu dieser Reformation kommen werde. Unter diesem Vorzeichen machte er zwar eine Reihe von Vorschlägen für Reformen, um einzelne Missstände abzustellen. Aber er wollte damit nicht eine neue Kirche gründen, sondern er wollte zur Erneue-

erung der einen Kirche Jesu Christi aus dem Geist des Evangeliums beitragen.

Sodann war Luther nicht der Meinung, dass bestimmte Änderungen schon als solche die Reformation der Kirche herbeiführten. Eine solche Reformation müsse darin bestehen, dass der ganze Pomp und die weltliche Herrschaftsweise von der Kirche abgelegt werden müssten, dass man stattdessen auf das Wort und das Gebet sich richten und, dem Beispiel der Apostel folgend, in Armut für die Wahrheit Gottes leben müsse.

Auch wenn sich Luthers Verständnis von Reformation nicht durchgesetzt hat und wir heute den Begriff als Epochenbezeichnung verwenden, so könnte es gleichwohl lohnend und weiterführend sein, sich damit auseinanderzusetzen, dass Luther die Reformation nicht als Werk von Menschen, sondern ausschließlich als Werk Gottes verstanden hat, das die Buße als Neuausrichtung an Gottes Willen zur Voraussetzung habe und das durch das Hören auf das Wort Gottes geschehe.

Luther als „Förderer der Ökumene“

Wenn die Päpste seit Paul VI. darauf hingewiesen haben, dass ihr Amt das größte Hindernis auf dem Weg zur Einheit der Kirche darstelle, so muss man selbstkritisch zugeben, dass ein ebenso großes Hindernis darin besteht, was viele – seien es Lutheraner oder Katholiken – bei Luther über eine Ablehnung des Papsttums zu finden meinen. Doch auch hier lohnt es sich, direkt bei Luther nachzulesen und nicht einfach unreflektiert über Jahrhunderte hinweg kultivierte Fehldeutungen weiterzutragen. Ohne Frage kam er im Laufe der Auseinandersetzung mit der römischen Kirche zu kritischen, scharfen und auch polemischen Aussagen über das Papsttum. Doch es gilt hier genau hinzuschauen und zu fragen, worin die theologischen Argumente in Luthers Kritik bestanden haben. Wo man in dieser Weise seine Schriften befragt, da zeigt sich, dass Luthers reformatorisches Wirken seine Mitte nicht (wie vielfach angenommen) im Kampf gegen das Papsttum gehabt hat und dass die Papstkritik – wie Harding Meyer, Wolfhart Pannenberg und Gunther Wenz herausgearbeitet haben – für Luther letzten Endes kein „Grundsatzurteil“ darstellte, „sondern eher ein Tatsachenurteil, das besagt: So liegen die Dinge zu meiner Zeit“.

Trotz der Schärfe, mit der Luther gegen die missbräuchliche Ausübung des Papstamtes der damaligen Zeit vorgeht, verneinte er jedoch nicht die Möglichkeit eines erneuerten Papsttums, das eine legitime Aufgabe als Dienst an der sichtbaren Einheit der Christenheit hätte. Wiederholt kam er zu Aussagen, die die Möglichkeit einer Verständigung mit und über den Papst offen hielten. Selbst wenn Luther damals an einer Verwirklichung dieser Möglichkeit zweifelte, so konnte er doch sagen: „*Wir haben bis jetzt allezeit und besonders auf dem Reichstag zu Augsburg* (im Jahre 1530),

sehr demütig dem Papst und den Bischöfen angeboten, dass wir ihre Kirchenrechte und -gewalten nicht zerstören wollen, sondern wo sie uns nicht unchristliche Artikel aufzwingen, gern von ihnen geweiht und regiert sein wollen“.

Am eindrucklichsten sind wohl die Aussagen Luthers in seinem Galaterbriefkommentar von 1531/1535. Wiederholt gibt er hier zu erkennen, dass er *„die Herrschaft des Papstes gern ertragen“*, ihn *„ehren und ihn seiner Person halber achten (würde), wenn er mir nur mein Gewissen frei lassen wollte“*. Und wenig später folgen dann die erstaunlichen und von Luther doch ehrlich gemeinten Worte: *„Wenn wir das erlangen, dass anerkannt wird, Gott allein aus lauter Gnade rechtfertigt durch Christus, dann wollen wir den Papst nicht nur auf Händen tragen, sondern ihm auch die Füße küssen.“*

Es blieb also innerhalb der lutherischen Reformation so etwas wie eine leise, wenn auch meist verdeckte Hoffnung auf ein im Sinne der reformatorischen Anliegen erneuertes Papsttum bestehen. An diese von Luther und ebenso von Philipp Melanchthon grundsätzlich vertretene Auffassung haben die lutherisch/römisch-katholischen Dialoge des 20. Jahrhunderts angeknüpft. Im sogenannten Malta-Bericht, dem ersten Dialog-Dokument von 1972, wurde von lutherischer Seite dem Gedanken eines *„Amtes des Papstes als sichtbares Zeichen der Einheit“* deutliches Verständnis entgegengebracht, *„soweit es durch theologische Reinterpretation und praktische Umstrukturierung dem Primat des Evangeliums untergeordnet wird.“*

Diese bewusste Anknüpfung an einen theologischen Argumentationsstrang, der sich bei Luther findet, ist für alle weiteren Dialogergebnisse kennzeichnend, an denen lutherische Kirchen beteiligt sind. So auch in dem besonders wichtigen US-amerikanischen Dialogtext *„Amt und universale Kirche“* (1974), in dem die theologischen Annäherungen zu der Frage führten, *„ob nicht die Zeit für eine neue Einstellung gegenüber dem Papsttum gekommen ist ‚um Friedens und gemeiner Einigkeit willen‘ und noch mehr um eines vereinten Zeugnisses von Christus in der Welt willen. Unsere lutherische Lehre über die Kirche und das Amt zwingt uns zu der Überzeugung, dass eine Anerkennung des päpstlichen Primats in dem Maße möglich ist, in dem ein erneuertes Papsttum wirklich die Treue dem Evangelium gegenüber fördert und in rechter Weise eine petrinische Funktion in der Kirche ausübt.“*

Weitere Dialog-Dokumente wie die *„Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“* (1999), *„Communio Sanctorum. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“* (2000), *„Gemeinschaft der Kirche und Petrusamt“* (2010) und *„Vom Konflikt zur Gemeinschaft“* (2013) vertiefen diese Sicht und stellen Ansätze für die Weiterführung des Gesprächs zur Verfügung. Wenig scheint mir gegenwärtig für die Ökumene so förderlich und verheißungs-

voll zu sein, wie an diese Dialogergebnisse anzuknüpfen. Denn hier sind theologische Argumente angelegt und vorbereitet, die helfen können, um sich von der Fixierung auf das Papsttum als „Hindernis“ zu lösen und sich der neuen Situation zu öffnen, die durch die Wahl von Papst Franziskus eingetreten ist.

„Es ist Zeit für versöhnte Verschiedenheit“: Neue Impulse für die Ökumene

Von den ersten Worten an, mit denen sich Papst Franziskus am Abend des 13. März 2013 auf der Benediktionsloggia von St. Peter vorstellt, ermöglicht er qualitativ neue Erfahrungen mit dem Papstamt und setzt damit zugleich Akzente, die in den Beziehungen zwischen den Kirchen „aus dem Engpass des Gewordenen“ (Joseph Ratzinger) hinausführen können. Wie tiefgreifend die Veränderungen sind, zeigt sich daran, dass Papst Franziskus nicht nur wie seine Vorgänger dazu einlädt, ihm Vorschläge zu unterbreiten, um eine Form der Primatsausübung zu finden, die zwar keineswegs auf das Wesentliche ihrer Sendung verzichtet, sich aber einer neuen Situation öffnet. Er erkennt vielmehr an, dass man bisher auf diesem Weg nur wenig vorangekommen sei und zieht aus dieser Einsicht die Konsequenz, in der Ausübung seines Amtes neue Wege zu gehen: „Da ich berufen bin, selbst zu leben, was ich von anderen verlange, muss ich auch an eine Neuausrichtung des Papsttums denken.“

Zu den Veränderungen gehört, dass Papst Franziskus seinen Primat als pastoralen Dienst versteht, dass er die kollegialen, synodalen und subsidiären Strukturen der Kirche stärker berücksichtigt, dass er legitime Vielfalt in der Kirche respektiert und fördert, dass bei ihm nicht Abgrenzung, sondern das gemeinsame Bekenntnis zu Jesus Christus im Mittelpunkt steht und dass für ihn die Ökumene wesensmäßig zum Amt des Bischofs von Rom dazugehört, wie er in seiner Predigt zum Abschluss der Gebetswoche für die Einheit der Christen am 25. Januar 2014 in der Basilika San Paolo fuori le mura erklärt hat. In dem, wie Papst Franziskus seinen Dienst als Bischof von Rom ausübt, zeichnen sich die Konturen eines aus dem Geist des Evangeliums erneuerten Papstamtes ab.

Innerhalb kurzer Zeit ist Papst Franziskus zu einem der entscheidenden Akteure und Impulsgeber der Ökumene geworden. Sein ökumenisches Handeln ist getragen und motiviert vom Glauben an die Auferstehung Jesu. Von daher ist für ihn die Überzeugung leitend, „dass ebenso, wie der Stein vom Grab weggewälzt worden ist, auch alle Hindernisse ausgeräumt werden können, die der vollen Gemeinschaft zwischen uns noch im Wege stehen.“ In diesem Vertrauen bringt Papst Franziskus sich in die Ökumene ein und erweist sich mit seinen Worten, mit seinem Handeln und seinen Gesten im wahrsten Sinne des Wortes als Pontifex als jemand, dem es

gelingt, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und Brücken zwischen den Kirchen zu bauen. Dabei verfolgt Papst Franziskus keinen „Masterplan“ für die Einheit der Kirche, sondern weiß, dass die Einheit ein Geschenk ist, das der Heilige Geist im Unterwegssein bewirkt. Von daher wird verständlich, warum die Begegnungen mit anderen Christen und Kirchen für Papst Franziskus einen so hohen Stellenwert besitzen: „Sich begegnen, gegenseitig das Gesicht sehen, einander den Friedenskuss geben, füreinander beten, sind wesentliche Dimensionen auf dem Weg zur Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft, die wir anstreben.“

Papst Franziskus stellt keine Forderungen auf, die zuerst erfüllt werden müssten, damit eine ökumenische Begegnung stattfinden kann. Er empfängt beinahe täglich ökumenische Gäste im Vatikan, und er macht sich selbst auf den Weg, um andere christliche Kirchen zu besuchen, und ist dafür auch bereit, sich auf bisher unbekanntes Terrain zu begeben. Jede dieser ökumenischen Begegnungen setzt einen je eigenen Akzent, durch den die Gemeinschaft zwischen den Kirchen vertieft wird, und besitzt einen besonderen Stellenwert für die Ökumene insgesamt. Sei es die Begegnung mit dem ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. am 25. Mai 2014 in Jerusalem mit dem ausdrucksstarken Zeichen eines gemeinsamen Gottesdienstes in der Grabeskirche, dem Ursprungsort des christlichen Glaubens. Seien es die ersten Besuche eines Papstes in einer evangelikalen Pfingstgemeinde in Caserta am 28. Juli 2014 und in einer reformierten Waldensergemeinde in Turin am 22. Juni 2015 und den jeweils dort ausgesprochenen Vergebungsbitten. Sei es die Teilnahme an der Feier der Göttlichen Liturgie in der Patriarchatskirche St. Georg in Istanbul am 30. November 2014, bei der Papst Franziskus sich vor Patriarch Bartholomäus I. verbeugte und ihn um den Segen bat. Sei es das Treffen mit Vertretern evangelischer Gemeinschaften in der Evangelisch-Theologischen Fakultät von Bangui am 29. November 2015 oder sei es die erste Begegnung mit dem russischen Patriarchen Kyrill I. am 12. Februar 2016 im Flughafengebäude von Havanna.

Wie sich in der Ökumene gegenwärtig mit und durch Papst Franziskus neue Perspektiven auftun und substanzielle Schritte auf dem Weg zur Einheit der Christen möglich werden, das zeigt sich gleichsam exemplarisch bei seinem ersten offiziellen Besuch in einer evangelisch-lutherischen Kirche, der am 15. November 2015 in der Christuskirche Rom stattfand. Im Kleinen lassen sich hier verschiedene Faktoren benennen, die auch in anderen Kontexten zum Gelingen ökumenischer Begegnungen beitragen können. Den Ausgangspunkt bildet eine seit vielen Jahren in Rom gelebte und gefeierte Ökumene, zu deren Kennzeichen zum einen sehr vertrauensvolle und verlässliche Beziehungen gehören und zum anderen der alle Beteiligten vereinende Wille zur Ökumene, verbun-

den mit Wohlwollen, Großherzigkeit und einer Portion Unbekümmertheit, einfach das zu tun und zu leben, was in der Ökumene gerade möglich ist. Diese die Ökumene bejahende Grundhaltung prägte vom ersten Augenblick an die Begegnung zwischen Papst Franziskus und der lutherischen Gemeinde.

Mit viel Applaus, herzlich, fröhlich und begeistert wurde Papst Franziskus von den Gemeindemitgliedern beim Betreten der Christuskirche begrüßt, und er hat mit derselben Herzlichkeit und Nähe, die er erfahren hat, geantwortet. Ein weiterer wichtiger Faktor bestand in dem neuen Format, das für diese Begegnung entwickelt wurde. Während man bei den Besuchen von Johannes Paul II. (1983) und Benedikt XVI. (2010) gemeinsam nach der lutherischen Tradition Gottesdienst gefeiert hatte, bestand die Begegnung mit Papst Franziskus aus Dialog und Abendgebet. Das ist ein entscheidendes Novum. Erstmals in der Geschichte der Ökumene fand im Rahmen einer solchen Begegnung ein echter Dialog statt. Drei Fragen wurden dem Papst von Gemeindemitgliedern gestellt, auf die er dann im Gespräch geantwortet hat. Schon allein die Tatsache, dass ein Papst bereit ist, sich in dieser Weise befragen zu lassen, ist bemerkenswert. Und das gilt noch viel mehr von der offenen, ehrlichen und sympathischen Weise, mit der Papst Franziskus der Gemeinde geantwortet hat, und in besonderer Weise von dem inhaltlichen Gehalt seiner Antworten. So machte er deutlich, dass er sein Papstamt in der Nachfolge Jesu als Dienst an anderen verstehe und es ihm wichtig ist, es im Stil eines Gemeindepfarrers auszuüben, der gern mit Kindern spreche, Kranke aufsuche und Gefangene besuche. Eine ebenso überraschende Aussage für einen Papst, wie sie für Franziskus programmatisch ist!

Diese seelsorgerliche Grundhaltung prägte dann auch die Antwort, die Papst Franziskus auf die Frage gab, was zu tun sei, damit konfessionsverbindende Ehepaare gemeinsam am Abendmahl bzw. der Eucharistie teilnehmen können. Der Papst hätte sich mit einem moderaten Hinweis auf die geltende Lehre berufen und antworten können: „Ein gemeinsames Abendmahl ist zurzeit noch nicht möglich.“ Doch Franziskus nahm den Schmerz wahr, den das Getrenntsein am Tisch des Herrn für viele Christen bedeutet, und stellte sich der Herausforderung, eine überzeugende Antwort auf dieses in den bisherigen ökumenischen Dialogen noch nicht gelöste Problem zu geben. In seinem tastenden Bedenken dieser Frage nahm er vor allem auf die Verbundenheit in der einen Taufe Bezug. Wenn wir die gleiche Taufe haben und in ihrem Verständnis keine Unterschiede bestehen, dann, so folgerte Papst Franziskus, „*müssen wir gemeinsam gehen*“. Das Leben sei größer als die dogmatischen Interpretationen. Und dann gab er einen entscheidenden seelsorgerlichen Hinweis, der auf die Stärkung der Gewissensentscheidung jedes einzelnen Gläubigen abzielte:

„Nehmt immer auf die Taufe Bezug: ‚Ein Glaube, eine Taufe, ein Herr‘, sagt uns Paulus, und von daher zieht die Schlussfolgerungen. Ich werde nie wagen, Erlaubnis zu geben, dies zu tun, denn es ist nicht meine Kompetenz. Eine Taufe, ein Herr, ein Glaube. Sprecht mit dem Herrn und geht voran.“

Mit dem Gastgeschenk eines Abendmahlskelches samt Patene, das Papst Franziskus der lutherischen Gemeinde überreichte, unterstrich er noch einmal in symbolträchtiger Weise die Bedeutung seiner Worte. Denn die Überreichung eines Kelches war bisher nur bei Besuchen von Päpsten in römisch-katholischen Diözesen als Zeichen der vorhandenen Einheit in der Eucharistie üblich. Natürlich sind mit diesem Geschenk nicht alle Differenzen im Verständnis von Abendmahl und Eucharistie überwunden. Aber das päpstliche Gastgeschenk ist ein Zeichen der Wertschätzung des lutherischen Abendmahls und ein Zeichen der Gemeinschaft, auf die die Kirchen zugehen. Die Gemeinsamkeiten im Verständnis des Herrenmahls sind für Papst Franziskus bereits so wesentlich, dass er die Frage stellte, was es bedeute, *„das Abendmahl zu teilen? Ist dies das Ende eines Weges oder Stärkung auf dem Weg, um gemeinsam voranzuschreiten?“*

Auf den Dialog folgte dann ein Abendgebet, in dem Papst Franziskus in seiner Predigt das Evangelium des Sonntags, die Rede Jesu vom Weltgericht (Mt 24,31-46) auslegte und dabei Jesus als den Diener der Einheit in den Blick rückte, der den Kirchen helfe, gemeinsam voranzugehen. Denen, die trotz aller schon erreichten Gemeinsamkeiten nach wie vor darauf beharren: *„Aber, Pater, wir sind doch verschieden, weil unsere Dogmatikbücher eine Sache sagen und eure eine andere“*, entgegnete Papst Franziskus, dass die Kirchenspaltung ein Skandal sei, für den Lutheraner und Katholiken einander um Verzeihung bitten müssen, und *„dass es Zeit sei für die versöhnte Verschiedenheit“*. Für Papst Franziskus ist dies nicht einfach eine schöne Formel, die im Übrigen für die Einheitskonzeption des Lutherischen Weltbundes grundlegend ist, sondern er lebt und praktiziert diese versöhnte Verschiedenheit. Und so beendete Papst Franziskus seine Predigt mit den Worten: *„Bitten wir heute um diese Gnade, die Gnade dieser versöhnten Verschiedenheit im Herrn, also im Knecht Jahwes, jenes Gottes, der zu uns gekommen ist, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen. Ich danke euch sehr für diese brüderliche Gastfreundschaft. Danke.“*

Diese Begegnung in der lutherischen Christuskirche in Rom bedeutet einen großen Schritt auf dem gemeinsamen Weg zur Einheit! Exemplarisch wird deutlich, dass gelingende ökumenische Begegnungen von gegenseitigem Vertrauen und Wohlwollen, von Freundschaften, Dialog und Offenheit, vom gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes und dem Gebet sowie einer Portion Unbekümmertheit leben. Zugleich hat sich hier gezeigt: Die-

se Faktoren, die von vielen Menschen im Alltag der ökumenischen Beziehungen vor Ort gelebt werden, prägen auch Papst Franziskus. Er ist ein entscheidender Akteur der Ökumene, der neue Wege geht und immer wieder dazu beiträgt, die Gemeinschaft zwischen den Kirchen zu vertiefen. Wo die Haltung, die für Papst Franziskus kennzeichnend ist, von den anderen Kirchen ernst genommen wird und seine Impulse beachtet werden, da eröffnen sich auf dem Weg zur Einheit der Christen weitreichende qualitativ neue Möglichkeiten, wie sie noch vor wenigen Jahren niemand für denkbar gehalten hätte.

„Andate avanti!“: Perspektiven für einen ökumenischen Aufbruch 2017

Wenn Vertreter des Lutherischen Weltbundes und Papst Franziskus am 31. Oktober 2016 im schwedischen Lund miteinander Gottesdienst feiern werden, dann ist dies ein besonders ausdrucksstarkes Zeichen versöhnter Verschiedenheit. Zugleich wird durch diesen gemeinsamen Auftakt deutlich, dass alles Gedenken an Luther und die Anfänge der Reformation vor 500 Jahren unter einem ökumenischen Vorzeichen steht und dem Ziel dient, uns heute der Einheit der Christen näher zu bringen. Im Licht der neuen Erfahrungen mit diesem Papst bietet das Reformationsgedenkjahr eine entscheidende Gelegenheit, Hindernisse, die bisher trennend zwischen den Kirchen standen, endgültig aus dem Weg zu räumen und mehr Gemeinsamkeit zu wagen.

Einen wichtigen Beitrag dazu kann die Begegnung und das Gespräch mit Martin Luther liefern. Für lutherische Christen könnte eine solche Auseinandersetzung mit Luther bedeuten, Luther nicht zu überhöhen, sondern ihn als einen „Lehrer im Glauben“ wertzuschätzen, der aber nicht der einzige „Lehrer im Glauben“ ist, sondern eine wichtige Persönlichkeit in der Geschichte des Christentums, dem wir in ähnlicher Weise wie zum Beispiel Augustinus, Franz von Assisi, Dietrich Bonhoeffer oder Alfred Delp SJ grundlegende Glaubenseinsichten verdanken und der uns als „Zeuge des Evangeliums“ in die Heilige Schrift und zu Jesus Christus hinführen will.

„Luther begegnen“ - das kann auch dazu ein Anstoß sein, sich heute von der Fixierung auf das Papsttum als „Hindernis“ zu lösen und mit Papst Franziskus, der genau das tut, was Luther von einem erneuerten Papsttum erwartete: in den Dialog über einen möglichen und sinnvollen Dienst an der Einheit der Kirche einzutreten und Lösungen für die offenen Fragen wie die ekklesiale Notwendigkeit des päpstlichen Primates und die unfehlbare Lehrvollmacht zu finden.

Es steht mir nicht zu, eine ähnliche Einschätzung für römisch-katholische Christen zu formulieren. Aber ich würde mir wünschen und halte das auch

für gut möglich, dass sie Luther nicht übersehen oder gar als „Hindernis“ bewerten, sondern ihn als einen wichtigen „Lehrer im Glauben“ entdecken, dessen zu gedenken es sich lohnt, weil von seinen Anliegen für heutiges Christsein wesentliche Anregungen ausgehen.

Wo wir Katholiken und Lutheraner gemeinsam Luther begegnen können und uns von ihm auf Jesus Christus weisen lassen, dort haben wir eine gute und sinnvolle Perspektive für das Gedenken an den Beginn der Reformation. Da können wir Buße tun für die Verletzungen und Schmerzen, die durch die Trennung der Kirchen entstanden sind. Da können wir mit Freude und Dankbarkeit die geistlichen Impulse wahrnehmen, die beiden Kirchen geholfen haben, sich zu erneuern. Da kann das Evangelium gefeiert und an die Menschen unserer Zeit weitergegeben werden. Wo wir dies als „Zeugen des Evangeliums“ gemeinsam tun, dort kann neu deutlich werden, dass Jesus Christus nicht zerteilt ist, sondern eins (1 Kor 1,13). Da geben wir uns mit dem bisher erreichten Stand der Ökumene nicht zufrieden, sondern tun mutig weitere Schritte hin auf die ersehnte und erhoffte Einheit der Kirche. Wo wir in Luther einen gemeinsamen „Lehrer im Glauben“ sehen und der Papst sein Amt evangeliumsgemäß versieht, dort braucht es nicht mehr viel. Da steht der Weg zur Einheit weit offen: „Schieben wir“ darum, so ermutigt uns Papst Franziskus, „die Zaudereien, die wir von der Vergangenheit geerbt haben beiseite und öffnen wir unser Herz dem Wirken des Heiligen Geistes, dem Geist der Liebe (Röm 5,5), um gemeinsam mit raschen Schritten dem segensreichen Tag unserer wiedergefundenen vollen Gemeinschaft entgegenzugehen.“
Beste Aussichten also für das Jahr 2017!



Franziskaner und Reformation⁷

„Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ So lautete die Frage, die Martin Luther seinerzeit bewegt. Heute beschäftigt viele eher die Frage: „Glaube ich überhaupt an einen Gott?“ Aus dem strafenden Richter-Gott ist weithin der liebende Menschenfreund geworden. Und dennoch – oder gerade deshalb? – hat er als der „liebe“ Gott, zumindest in Europa, an Bedeutung verloren. Doch dies gilt nicht für alle. Auch heute bewegt Menschen die

Frage nach Gott, beispielsweise den Bildredakteur Daniel Böcking. Er gehört zu denen, für die Gott als Kind und Jugendlicher der strenge Richter war, der jede Verfehlung bestraft. Bei Versagen ist Gott durch das Auf-sagen des „Vater Unser“ zu besänftigen und das eigene moralische Konto durch gute Taten wieder auszugleichen. Später als Erwachsener entwickelt sich bei ihm ein positives Selbstbild. Doch führt dieses „Ich bin gut“ zu einer Rechtfertigung des eigenen Verhaltens, auch wenn es um exzessives Feiern oder die Ellenbogenmentalität im eigenen Job geht. Letztlich ist Gott weit weg und spielt keine wirkliche Rolle im alltäglichen Leben. Ein „Bekehrungserlebnis“ verändert alles: konkret das Erdbeben von 2010 auf Haiti. Als er vor dem Trümmerhaufen einer Schule steht, erlebt er das ganze Ausmaß von Tod, Trauer und Verzweiflung; und zugleich den unermüdlichen und aufopferungsvollen Einsatz der christlichen Helferinnen und Helfer. Was ihn am meisten anspricht, sind ihre Gebete. „Das waren keine auswendig gelernten Phrasen, wie ich sie kannte, sondern persönliche und vertrauensvolle Gespräche mit Gott.“ Für Daniel Böcking wird spürbar, dass auch eine andere Art von Beziehung zu Gott möglich ist. Er macht sich auf die Suche.

Was für Martin Luther im 16. Jahrhundert ein ihn nur knapp verfehlender Blitzschlag war, ist für Daniel Böcking im 21. Jahrhundert das Erleben christlicher Menschen und ihrer Gottes Beziehung. Etwas Ähnliches finden wir im 13. Jahrhundert bei Franz von Assisi. In seinem Testament bekennt er, dass er in seinen Jugendjahren lebte, „als ob es Gott nicht gäbe“. Zwar dürfte er mit seinen Eltern regelmäßig die Sonntagsmesse besucht haben, doch dies eher aus Pflicht denn aus Betroffenheit. Die Begegnung mit einem Aussätzigen gibt seinem Leben eine völlig neue Richtung. „Was mir einst bitter vorkam – Aussätzigen auch nur von Ferne zu sehen –, wurde mir nun in Süßigkeit des Leibes und der Seele verwandelt.“ Aus diesem persönlichen Erleben erwächst sowohl bei ihm wie auch bei Martin Luther ein größerer Auftrag. „Die Liebe wird nicht mehr geliebt“, so formuliert Franziskus seine Erfahrungen mit den Menschen seiner Zeit. Die Gleichgültigkeit unserer heutigen Gesellschaft gegenüber Gott ist da nicht fern. „Geh und stell mein Haus wieder her, dass, wie du siehst, ganz zerfallen ist.“ Franziskus nimmt diesen Auftrag, den er im Gebet vor der Kreuzikone von San Damiano verspürt, zunächst einmal wörtlich und beginnt, die zerfallene Kapelle von San Damiano wieder aufzubauen. Später wird seine Bruderschaft insgesamt durch das (vor-) Leben des Evangeliums in einem apostolischen Wanderleben in Armut und Demut wesentlich zur Erneuerung der Kirche beitragen.

Auch Martin Luther sah es als seinen Auftrag, auf Missstände in der Kirche hinzuweisen. Seine Kritik richtete sich zunächst auf das „Unkatholische“ an der katholischen Kirche, etwa auf das Ablasswesen der

Sündenvergebung gegen Geld. Er war zunächst Reformier, nicht Reformator. Als „Reformkatholik“ hat er nicht vor, eine neue Konfession aus der Taufe zu heben. Eine Reform der Kirche wäre durchaus möglich gewesen, wenn die Verantwortlichen stärker bereit gewesen wären, Missstände zu beheben und sich wieder auf das Evangelium zu besinnen. Ob es bereits damals gelungen wäre, die theologischen Differenzen zu beheben, muss offen bleiben. Der Kern der Auseinandersetzungen, der Streit um die Rechtfertigungslehre (wie bekomme ich einen gerechten Gott: ist es allein die Gnade Gottes, die uns befreit, oder kann sich der Mensch durch eigenes Handeln – bis hin zur Geldzahlung – quasi selber befreien?), ist heute kein trennender Punkt mehr zwischen evangelisch und katholisch. Ebenso wenig wie die Glaubens- und Gewissensfreiheit und der neue Zugang zur Bibel. Der heute kirchentrennende Punkt der Ämterfrage und die damit verbundene Frage der Abendmahlsgemeinschaft haben sich erst später gestellt.

Franz von Assisi und Martin Luther haben auf je eigene Weise versucht, die Kirche zu erneuern. Während es Franziskus gelang, anders als den „häretischen“ Bewegungen seinerzeit wie Katharer und Albigenser, den Reformweg innerhalb der Kirche zu gestalten, führten die Bemühungen Luthers letztlich zur Spaltung. Doch Vorsicht ist geboten bei Glorifizierung auf der einen und Verurteilung auf der anderen Seite! Franziskus hat immer wieder gemahnt, andere nicht zu verurteilen, sondern mit gutem Beispiel voran zu gehen und durch authentische Taten zu überzeugen. Sind ihm die Brüder darin gefolgt? Waren die Franziskaner wirklich leuchtende Vorbilder? Der Blick in die Ordensgeschichte offenbart das Gegenteil. Die Geschichte unseres Ordens ist gerade kein leuchtendes Vorbild, sondern Beispiel für Streit und Auseinandersetzung bis hin zur Spaltung. Um nichts haben die Brüder so sehr gestritten wie um die Armut. Es kann kein seltsamer Zufall sein, dass zeitgleich zum Jahr der Reformation 1517 der Franziskanerorden durch Papst Leo X in die Zweige der Konventualen und der Observanz geteilt wurde. Zu diesen beiden „Konfessionen“ kam im 17. Jahrhundert mit den Kapuzinern ein weiterer Reformzweig hinzu. Auch mit der franziskanischen Einheit ist es also nicht weit her, wenngleich die Unterschiede zwischen den drei Männerorden heute gering sind und eine Wiederausammenführung durchaus möglich erscheint. Als Franziskaner gedenken wir somit zeitgleich zum Reformationsjubiläum einer misslungenen Ordensreform. Wie unterschiedlich die Auffassungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren, zeigt sich darin, dass sich die strengere Richtung der Observanz in weiten Teilen gegen die Reformation stellt, während sich die weniger strenge Richtung der Konventualen mehrheitlich der Reformation anschloss.

500 Jahre Reformation - ein bleibender Auftrag zur Reform der Kirche! Im

Sinne des „*Ecclesia semper reformanda*“ (die Kirche bedarf der ständigen Erneuerung) ist es Auftrag an die Christen aller Konfessionen, zur Reform der Kirche(n) beizutragen. Ein Problem besteht aktuell darin, dass das Ziel der Ökumene nicht eindeutig ist. Während die reformatorischen Kirchenrichtung „Einheit in Vielfalt“ und „versöhnte Verschiedenheit“ tendieren, hält die katholische Kirche am Ziel der „einen Kirche“ fest, wobei klar ist, dass dies nicht im Sinne einer Rückkehrökumene gemeint sein kann, aus der die katholische Kirche unverändert hervorgeht. Die Einladung der letzten Päpste an die anderen christlichen Konfessionen, miteinander über die Ausgestaltung des Papstamtes nachzudenken, zeugt davon. Dennoch gilt als katholische Marschrichtung noch immer die große Ökumene-Enzyklika „*Ut unum sint* - Dass alle eins seien“ von Papst Johannes Paul II. aus dem Jahr 1995. Wolfgang Huber, der ehemalige Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland, plädiert dafür, abzugehen von dieser „Ökumene des Imperativ“, die im Sinne des hohen priesterlichen Gebietes Jesu, „dass alle eins seien“ (Joh 17,21), die Latte zu hoch lege. Stattdessen empfiehlt er, eine „Ökumene des Indikativ“ zu pflegen, die sich am Epheserbrief orientiert, an dem, was wir gemeinsam haben: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph 4,4). Statt überzogene Vorstellungen von Einheit lieber die Wertschätzung der „versöhnten Verschiedenheit“. Angesichts der Pluralität innerhalb der Kirchen (auch innerhalb der katholischen Kirche!) kann es bei der Einheit nicht um etwas Statisches gehen, sondern es muss sie sich um etwas Dynamisches handeln; etwas, das sich ständig weiterentwickelt. Im Sinne des paulinischen Bildes vom Leib mit vielen Gliedern ist die Einheit in sich vielfältig (vergleiche 1 Kor 12,4-11). Einheit entsteht durch Vielfalt und Vielfalt durch Einheit. Letztlich aber braucht es eine gemeinsame Vision, wohin die ökumenische Reise gehen soll, denn nur so lassen sich die nächsten Schritte planen.

Der Vorsitzende der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Magdeburger Bischof Gerhard Feige, rät mit Blick auf 2017, mehr auf das zu schauen, „was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, wenn man spezielle Begabungen erkennt den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Dabei würde bestimmt auch auffallen, was an der evangelischen Kirche katholisch und in der katholischen Kirche evangelisch ist, was man bewahrt, im Gegen- und Miteinander seit der Reformation wieder entdeckt oder von der anderen als Bereicherung empfangen hat.“

Eine kritische Anfrage der Katholiken an die Protestanten könnte sein, ob sie bei aller Wertschätzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit des einzelnen nicht zu stark das Element des gemeinschaftlichen Glaubens verloren haben. Ebenso, ob nicht manche verloren gegangene Perlen der Liturgie wieder zu entdecken wären inklusive der Beteiligung der Gläubi-

gen an der Liturgie. Anfragen der Protestanten an die Katholiken könnten sein, ob nicht bestimmte Entwicklungen weitaus stärker zu fördern und umzusetzen wären, angefangen bei der Beteiligung von „Laien“ an Entscheidungsprozessen im Rahmen des synodalen Prinzips... Die ersten Zeichen sind gesetzt im Oktober 2016 sind Mitglieder des Rates der evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) gemeinsam durch das Heilige Land gepilgert. Am Vorabend des zweiten Fastensonntags hat in der Hildesheimer Michaeliskirche ein ökumenischer Versöhnungsgottesdienst stattgefunden, in dem Kardinal Reinhard Marx als Vorsitzender der DBK und Heinrich Bedford-Strohm als Ratsvorsitzender der EKD die Bitte um Vergebung ausgesprochen haben. Entscheidend dürfte sein, wie die Gläubigen vor Ort Ökumene miteinander praktizieren und wie wir als Christen der verschiedenen Konfessionen im Geiste Jesu die Einheit in der Vielfalt entschlossen, mutig und kreativ lebendig werden lassen.



2017: evangelisch und katholisch⁸

Haben Katholiken am Reformationsjubiläum 2017 etwas zu feiern? Meine erste Antwort lautet: nein. Katholiken können und wollen der Reformation gedenken. Sie wollen sie besser verstehen, ihre handelnden Personen, ihre leitenden Ideen, ihre geschichtlichen Auswirkungen. Aber feiern? Kann man die verlorene Einheit der Kirche feiern?

Wenn die Auswirkung der Reformation in den Blick kommt, muss der grundlegend veränderte religiöse Horizont der heutigen Zeit mitbedacht werden. Martin Luther war durch und durch ein religiöser Mensch seiner Zeit, die von einem fraglos vorgegebenen Gotteshorizont bestimmt war. Nicht Gott stand infrage, sondern das Verhältnis des Einzelnen zu Gott. Es ging Luther darum, eine durch spätmittelalterliche Frömmigkeitspraxis verdunkelte biblische Grundaussage wieder zur Geltung zu bringen: den Vorrang der unverdienten Gnade vor jedem religiösen Werk.

„Reformkatholik“ Luther

Heute wird der Glaube an Gott infrage gestellt. Den ersten Satz des Glaubensbekenntnisses „Ich glaube an Gott“ können bereits heute viele Menschen nicht mehr mitsprechen. Sie verweisen auf die Aufklärung, die radikale Christentumskritik Friedrich Nietzsches oder den Marxismus-Leninismus. Andere geben als Grund furchtbare Leiderfahrungen aus der jüngsten Geschichte oder ihre eigenen bitteren Lebenserfahrungen an. Neben dem ausdrücklichen kämpferischen Atheismus, der sich neuerdings wieder zu Wort meldet, hat mehr ein milder, manchmal sogar religionsfreundlicher Agnostizismus, ein Nicht-glauben-Können, das Sagen. Dennoch hat ein Denken, das Luther und seinen Zeitgenossen noch fragloser Beweggrund leidenschaftlicher und manchmal auch lustvoller Diskussionen war, heute für die weitaus meisten Menschen keine Bedeutung mehr. Das theologische Gespräch in den achtziger und neunziger Jahren zwischen Katholiken und Evangelischen über die Rechtfertigungslehre hat dies deutlich gemacht. Für die säkulare Öffentlichkeit war das weithin Theologen-Chinesisch.

Martin Luther wollte die katholische Kirche seiner Zeit reformieren, indem er sie wieder zu ihren Ursprüngen zurückführte. Er war, salopp formuliert, ein „Reformkatholik“. Man darf guten Gewissens davon ausgehen, dass er dies auch nach 1517 bleiben wollte. Das Zweite Vatikanische Konzil hat 450 Jahre später die Anliegen Luthers rehabilitiert und in der katholischen Kirche wieder zu Ehren gebracht.

Luthers Reformanliegen haben seinerzeit in Deutschland wie in Rom kein angemessenes Verständnis gefunden. Zudem sind die vorrangig geistlichen Anliegen des Reformators immer wieder von politischen Machtfragen überlagert worden. Mittlerweile ist das Lutherbild von Forschern beider Kirchen nach Jahrhunderten der Polemik korrigiert worden. Zu erinnern ist beispielsweise an das ökumenische Wort der „Gemeinsamen Römisch-katholischen / Evangelisch-lutherischen Kommission“, das 1983 zum 500. Geburtstag Luthers veröffentlicht wurde: „Martin Luther - Zeuge Jesu Christi“. Darin wird er als „Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ gewürdigt.

Die katholische Kirche nach Luther ist geistig ärmer geworden. Papst Johannes Paul II. schrieb in seiner Enzyklika „Ut unum sint“ („Damit alle eins seien“, 1995), Katholiken seien sich inzwischen bewusst, „vom Zeugnis, von der Suche und sogar von der Art und Weise gewonnen zu haben, wie bestimmte gemeinsame christliche Güter von den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften hervorgehoben und gelebt worden sind“. Die Kirchenspaltung macht alle Kirchen ärmer. Darum ist das Bemühen um die Einheit auch ein Hoffen darauf, geschichtlich bedingte Verarmungen

und Einseitigkeiten wieder überwinden zu können. Könnten die Reformationsdekade und die Art ihrer Gestaltung diese Hoffnung bestärken?

Das Erbe der Reformatoren wird neu zur Sprache kommen müssen, insbesondere im Dialog der Weltreligionen. Wenn das Christentum seine Stimme einbringen will, wird es das nur tun können, wenn die Grundmelodie des Christlichen klar und profiliert zu vernehmen ist. Damit erhält die innerchristliche Ökumene eine neue unerwartete Dynamik. Die schon mit der Kirchenspaltung am Ende des ersten Jahrtausends einsetzende Entfremdung zwischen den Christen des europäischen Westens und denen des Ostens und die seit der Reformation fortdauernde Bewegung ständig neuer Abspaltungen christlicher Gemeinschaften müssen einer Bewegung zur Versöhnung weichen. Es ist eine Überlebensfrage des Christentums im 21. Jahrhundert, überzeugend die Frage nach der gegenseitigen Anerkennung und letzten Übereinstimmung im jeweiligen Christsein und Kirchengesein zu beantworten. Die noch zu gewinnende Einheit sollte keine langweilige uniforme Einheit sein, sondern eine Einheit in Vielfalt.

Die anderen Religionen werden das Christentum nur als Gesprächspartner ernst nehmen, wenn es sich über sein Ureigenes im Klaren ist und seine Überzeugungen erkennbar macht. Dieser Kern besteht vor allem in der Fähigkeit, den Gottesglauben als Wahrheitsanspruch vor dem kritischen Denken des Menschen zu verantworten. Darüber hinaus beruht der Gotteszugang der Christen einzig auf der Wirklichkeit des johanneischen Jesus und dessen Sicht der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Diese beiden christlichen Grundpfeiler sind noch vor aller konfessionellen Ausprägung allen Christen gemeinsam. Kann es zu solchen Grundübereinstimmungen innerhalb der verschiedenen „Christentümer“ kommen? Wird das Jahr 2017 dafür Impulse geben?

Heute steht die Gottesfrage an - aber eben buchstabiert als Frage nach dem Menschen, nach dem Humanum, nach der gemeinsamen Zukunft aller Menschen. Sich darauf zu besinnen, nach Mitstreitern und Koalitionen Ausschau zu halten, sich gemeinsam in deren Gestaltung einzubringen, das wäre für mich ein Sich-Einlassen auf das Erbe Luthers.

Es gilt, aus den hiesigen Befindlichkeiten zu lernen. Westliches Kulturchristentum und östliche Kirchen- und Christentumsferne hierzulande sind eine interessante Mischung. Die Bereitschaft zu einem neuen Hören auf die Botschaft des christlichen Glaubens ist im Osten besser ausgeprägt als im alten Westen. Was ganz fremd geworden ist, wird wieder interessant. Diese alte Lebensweisheit gilt wohl auch in diesem besonderen Fall. Das erfordert von den Christen eine vertiefte Lernbereitschaft. Wir müssen neu „auskunftsfähig“ werden, so wie es Luther für seine Zeit war, aber eben im Lebens- und Problemhorizont der Menschen von heute.

Wie kann es weitergehen?

Der frühere Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde sprach davon, dass „der freiheitliche säkularisierte Staat von Voraussetzungen (lebt), die er selbst nicht garantieren kann“. Dieser Satz gilt entsprechend auch von den Kirchen: ob es um die geglaubte eine Kirche Jesu Christi geht oder um die von den Christen im Credo bekannte Wirklichkeit. Die Kirche kann sich nicht selbst garantieren. Sie ist Widerschein des Evangeliums. Sie ist für das Evangelium, um des Evangeliums willen da. Sie ist - im Bild gesprochen - nicht die Melodie selbst, sondern nur deren Resonanzraum. Sie muss und darf das österliche Lied, das allein von Gott ausgeht, zum Klingen bringen. Davon lebt sie. Das ist ihre Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger. Dieses uns tragende und aufgetragene Evangelium zum Erklingen zu bringen, wäre ein Reformationsgedenken mit geistlicher Nachhaltigkeit.

Was aber könnte dem Reformationsgedenken einen ökumenischen Charakter geben? Meine Erwartungen sind bescheiden. Ich wünsche mir, dass sich in den kommenden Jahren die Fremdheiten zwischen uns nicht vergrößern. Wir sollten kleine, ehrliche Zeichen setzen. Nötigen wir uns nicht gegenseitig etwas ab, sondern laden wir einander ein, das zu tun, was uns guten Gewissens miteinander möglich ist und was uns zusammenbringt.

Zudem sollte grundsätzlich auch an die Einbeziehung anderer Kirchen und besonders auch jener kleineren Gemeinschaften gedacht werden, die sich auf das reformatorische Erbe berufen. Deren geistliches Erbe gehört mit zur Fülle des Katholischen und Reformatorischen, deren wesentliche Elemente nicht verloren gehen dürfen.

Wir müssen endlich ernst machen mit der Tatsache, dass uns in der Tiefe mehr untereinander verbindet, als uns an der Oberfläche trennt. Papst Benedikt XVI. hat noch 1986 als Präfekt der Glaubenskongregation die glückliche Formulierung gebraucht, man müsse „die bestehende Einheit operativ machen“. Wie aber kann das geschehen?

Erstens: Das Reformationsgedenken sollte helfen, die vorhandene Einheit zu stärken, sich neu auf sie zu berufen und das konkrete Leben der Kirche noch mehr am Evangelium auszurichten. So muss die fachtheologische Kärrnerarbeit weitergehen. Die Konsensökumene ist trotz gelegentlichen Protests verheißungsvoll. Dies hat vorbildlich die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung“ versucht, die 1999 vom Vatikan und vom Lutherischen Weltbund unterzeichnet wurde. Genauso sollte man nun die Frage nach Wesen und Gestalt des kirchlichen Amtes als „notwendiger Dienst am heilsnotwendigen Evangelium“ und als Dienst an der die Kirche aufbauenden Eucharistie angehen. Dazu gehört, der jüngeren Generation zu

vermitteln, was in der Dialogarbeit an Übereinstimmungen gewonnen wurde. Der Ökumeniker Harding Meyer hat einmal den Vorschlag gemacht, sogenannte In-via-Erklärungen zu erstellen, die das theologische Gedächtnis der Kirchen bewahren. Die Zeit der Dekade böte eine gute Gelegenheit, dass beispielsweise die ökumenisch erarbeiteten Einsichten (Maltaerklärung, Limaliturgie), wie grundlegend Abendmahl und Eucharistie mit Kirche verbunden sind, nicht vergessen werden. Wir sind derzeit in Gefahr, aus dem Herrenmahl eine subjektive religiöse Auferbauungsfeier zu machen. Darüber hinaus kann die Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum ein Zeichen für die Bereitschaft der Kirchen zu je eigener Umkehr und Buße werden. Reformation und Gegenreformation haben unendliches Leid über Generationen gebracht. Mit Blick auf diese Schuldgeschichte könnte es 2017 ein öffentliches evangelisch-katholisches Versöhnungszeichen geben.

Zweitens: Das Reformationsgedenken sollte das Vertrauen zwischen den Kirchen erneuern und bestärken. Wir müssen damit rechnen, dass es durch menschliche Schwäche, Unaufmerksamkeit, aber auch durch echte Schuld zu Rückschlägen kommt. Um dies durchzustehen, bedarf es eines angehäuften Kapitals an Vertrauen, das schon im Voraus zu bilden ist. Dazu gehört auch die Bereitschaft, sich freimütig auf Dinge aufmerksam zu machen, die für den ökumenischen Partner belastend oder ärgerlich sind. Vielleicht könnte man 2015, dem Jahr der Dekade, das der Bibel gewidmet ist, ein ökumenisches Zeichen setzen. Zumal wenn Katholiken auf die Verabschiedung der Offenbarungskonstitution „Dei verbum“ auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil vor fünfzig Jahren zurückschauen.

Drittens: Die Dekade sollte als Chance genutzt werden, das die Christen im Glauben Verbindende für das anhebende Weltgespräch der Religionen herauszuarbeiten. Ich bedauere heute noch, dass seinerzeit das Dokument der Glaubenskongregation „Dominus Jesus“ (2000) durch die wenigen ekklesiologischen Anmerkungen, in denen der evangelischen Kirche das Kirchesein abgesprochen wurde, zu einem ökumenischen Stolperstein geworden ist. Das Anliegen dieses Schreibens hätte von uns allen mitgetragen werden können: Jesus Christus und sein Heilswerk als das entscheidende Fundament unseres Glaubens. Ein solches Dokument, aus Schrift und Glaubenstradition einladend und verständlich formuliert, wäre ein wichtiger Beitrag im Gespräch mit den Weltreligionen. Ob die Evangelischen nicht einmal ihrerseits 2017 einen evangelischen Text „Dominus Jesus“ verabschieden könnten, dem wir Katholiken mit Freude zustimmen? Schon gibt es hier und da Gesprächsgremien mit Muslimen, Buddhisten und anderen Religionsvertretern, meist ökumenisch besetzt. Wir sollten es nicht den christlichen Vertretern am rechten Rand überlassen, was da auf die Tagesordnung kommt. Letztlich ist auch das vom Papst so

beharrlich angesprochene Verhältnis von „Glaube und Vernunft“ ein Thema, das dringlich zu gemeinsamer Bearbeitung ansteht.

Den Gotteshorizont öffnen

Viertens: Die Reformationsdekade könnte als Impuls zu einer Intensivierung einer öffentlichen missionarischen Präsenz dienen, auch aus dem Geist der Stellvertretung „für die vielen“ heraus. In der Vorbereitung auf das Reformationsjubiläum sollte weniger von Luther, sondern mehr von dem die Rede sein, was ihn bewegte: das Evangelium unseres Herrn. Es sollte anderen überlassen bleiben, zu Fackelträgern des Fortschritts und einer fragwürdigen menschlichen Freiheit zu werden. Der Kirche ist nie verheißen, Mehrheitskirche zu werden. Dagegen steht schon der Auftrag, von Umkehr und Kreuzesnachfolge zu sprechen. Aber Kirche soll „Sauer Teig“ sein, Gemeinschaft der „Reich-Gottes-Anwärter“, die über der Gesellschaft den Himmel Gottes offen hält, eine Schar von Betern, die stellvertretend vor Gott „für die vielen“ eintritt. Ich schaue auf unsere armselige kirchliche Wirklichkeit in Thüringen. Nicht die kleiner werdenden Zahlen ängstigen mich. Wir brauchen das demütige Selbstbewusstsein, als Kirche eine Aufgabe zu haben, in der wir von anderen nicht vertreten werden können. Christen stehen dafür ein, dass „der Dank (an Gott) vervielfacht“ wird, wie Paulus einmal in einem Nebensatz im zweiten Korintherbrief formuliert und so Sinn und Ziel seines apostolischen Wirkens umschreibt (2 Kor 4,15).

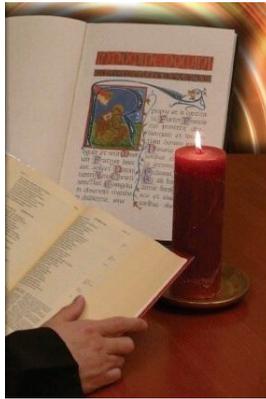
„Den Dank (an Gott) vervielfachen“ - das können die Kirchen nur gemeinsam, nicht gegeneinander. Den Menschen hierzulande den Gotteshorizont öffnen, ihnen sagen und bezeugen, dass sie sich verdankt wissen dürfen, das wäre für mich eine Kurzformel, mit der ich mich in den kommenden Jahren durchaus auf Martin Luther berufen werde - auch als katholischer Bischof.

Haben also Katholiken beim Gedenken an 500 Jahre Reformation etwas zu feiern? Ich möchte das zunächst unumstößlich geäußerte Nein abschwächen. Evangelische und Katholiken hätten 2017 etwas zu feiern, wenn dieses Gedenken dazu beiträgt, uns tiefer mit unserem Herrn und damit auch untereinander zu verbinden.

Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann, Speyer⁹

Einerseits muss man, wenn man von Martin Luther ausgeht, sagen, dass er ein ganz großer Gott-Sucher war, einer, der von Christus und vom Evangelium her versucht hat, selbst ganz radikal zu leben und die Kirche insgesamt zu erneuern. Für mich ist an der Reformation ganz wichtig, dass Gott in der Mitte steht, dass Christus in der Mitte steht, dass das

Evangelium in der Mitte steht, seine Gnade in der Mitte steht, dass die Heilige Schrift in ihrer Lebendigkeit in der Mitte steht. Das sind doch alles ganz wichtige Schätze, von denen wir gemeinsam leben.



Walter Kardinal Kasper¹⁰

Mit der ihm eigenen Sprachgewalt... sprach Luther die existenziellen Fragen der Menschen an und erreichte ihre religiöse Tiefendimension. Mit unerhörter Wucht stellte er die zentralste aller Fragen, die Gottesfrage, ins Zentrum... Er entdeckte, dass die Gerechtigkeit Gottes uns nicht aufgrund unserer menschlichen Werke, sondern allein aus Gottes Gnade und Barmherzigkeit zuteil wird... Damit war Luther ein Reformator, kein Reformator. Er dachte nicht daran, Gründer einer separaten Reform-Kirche zu werden. Sein Ziel war die Erneuerung der katholischen Kirche vom Evangelium her... Mit diesem Anliegen stand Luther in der Tradition der katholischen Erneuerer vor ihm. Man denke vor allem an Franz von Assisi, der mit seinen Brüdern einfach das Evangelium leben und es dadurch predigen wollte.



Gemeinsam unterwegs¹¹

Stauend entdecken wir
die Vielfalt des Glaubens.
Darin zeigt sich
großer Reichtum.

Alle verbindet längst
der Grundton der Bibel.
Denn dein Wort, Herr,
ist der Anfang.

Hörende sind wir erst.
Wir sind es gemeinsam.
Unser Sprechen folgt als
Antwort.

Was du zu sagen hast,
lässt Leben gelingen.
Grund genug, Herr,
es zu teilen.

Trotzdem bedauern wir
die Trennung der Christen,
weil du, Gott, willst,
dass wir eins sind.

Darum erstreben wir
das Zeugnis der Einheit.
Denn es wird doch
für den Glauben.

Möglich ist heute schon
die Wohltat der Liebe.
Hilfe braucht rasch,
wer in Not ist.

Chancen liegen auch
im Falten der Hände
wir erbitten
deinen Segen.

Unsere Suche gilt
dem Ziel der Gemeinschaft
und wir suchen
mit einander.

Du wirst gepriesen, Herr,
von allen, die glauben.
Dir sei immer
Lob und Ehre.

